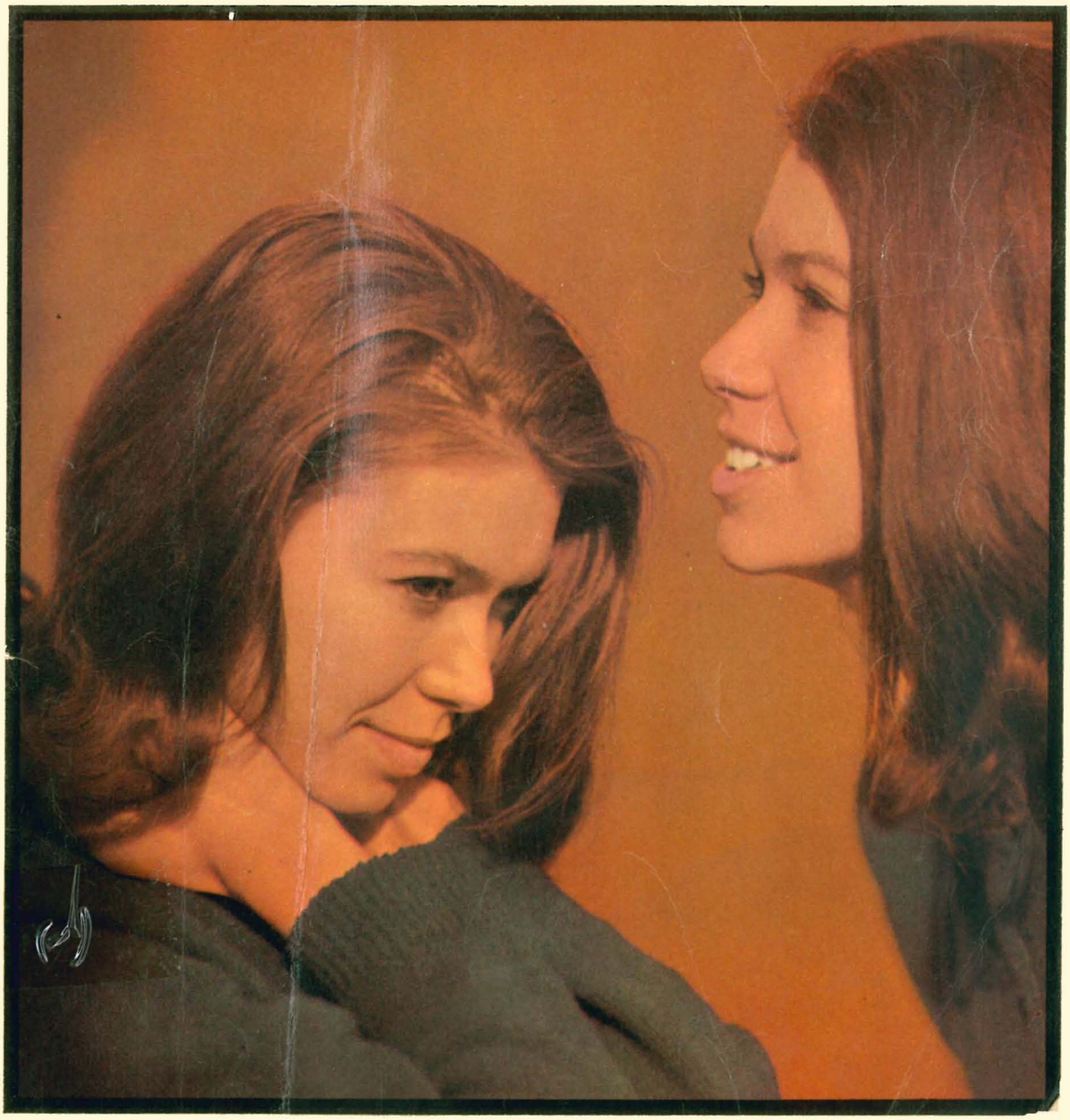
# Neues Leben

80 Pf JUGENDMAGAZIN 5/65



„SCHADE",
SAGTE EIN TEENAGER,
„DASS DER ROCK
BEIM GEHEN
SO NACHGIBT."

**Sauerkraut und Kuckucksuhr**
. . . kommen Sie mit
in die neueste „Germany-Show",
die es zur Zeit
in den „Staaten" gibt . . .
**Seite 9**

**Produktivkraft „Ärger"**
. . . besuchen Sie mit uns
drei prächtige Berliner
**Seite 14**

**Sie war keine Ketschua!**
Folgen Sie uns
in die Berge Kolumbiens
und erleben das Schicksal
einer Lehrerin . . .
**Seite 5**

**Die Greco ohne Schmus und Talmi**
. . . es plaudert mit Ihnen
die charmante Juliette
aus Paris . . .
**Seite 24**

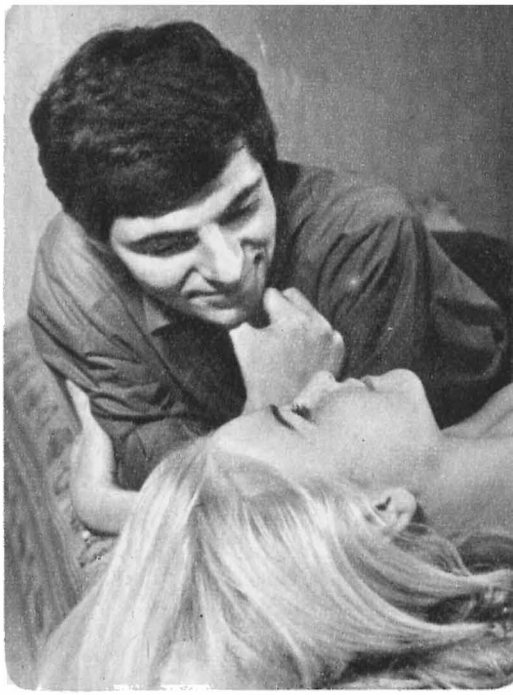
**Wer anderen eine Falle stellt**
. . . dem kann es so ergehen
wie dem Soldaten
Jochen Nerlinger
**Seite 49**

**Spielen Sie**
in Ihrer Freizeit
auf einer Strohhalmflöte?
**Seite 20**

**Oder was haben Sie in diesem Sommer und überhaupt so in Ihrer freien Zeit alles vor?**
**Lesen Sie Seite 53**
**und schreiben uns dann**

„ICH LIEBE DICH!" –

SO FÄNGT ES AN



WENN MAN EINANDER

NUR SONST ETWAS

ZU SAGEN HAT.

BEIM NÄHEREN

HINHÖREN

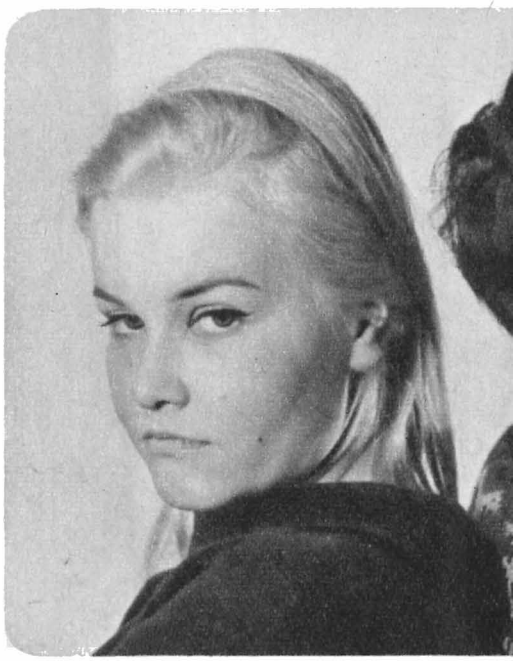
EINIGE ALS EIN WENIG

VERSTIMMT

ERWEISEN.

ABER SO EIN KONZERT

GEHT VORBEI,



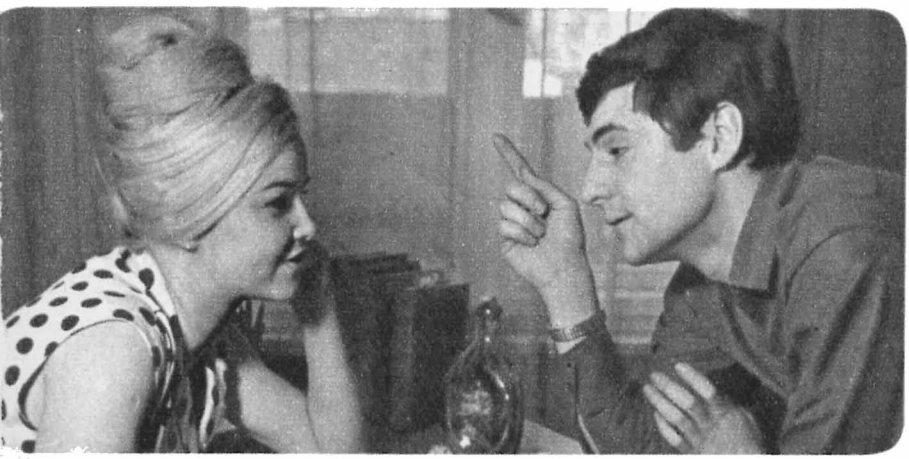
SIE SCHLIESST DIE AUGEN

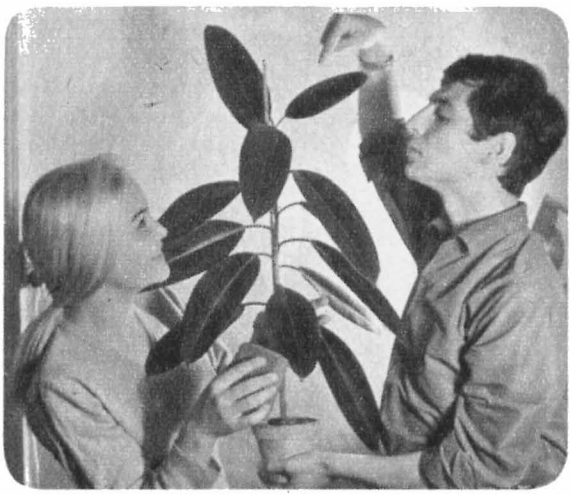
VOR GLUCK

AUCH ER SIEHT DEN HIMMEL

VOLLER GEIGEN

VON DENEN SICH...





MITUNTER

STELLT SICH AUCH

PLÖTZLICH NACHWUCHS EIN

**ODER MAN HAT EINFACH SCHON GENUG TASSEN TEE MITEINANDER GETRUNKEN**

Fotos Thomas Klamann

**NA, DANN ENTSCHLIESST MAN SICH EINES TAGES:**

## WIR HEIRATEN

Sind sich beide darin einig und im Sinne des Gesetzes berechtigt zu heiraten, geht alles andere bemerkenswert einfach. Mindestens eine Woche vor dem geplanten Hochzeitstag gehen die Brautleute zu einem beliebigen Standesamt, belegen dort urkundlich ihre Existenz und geben ihre Absicht zu Protokoll. Sie suchen sich aus dem standesamtlichen Musikangebot ihr Hochzeitsständchen aus, nutzen sodann ihre Hochzeitsausstatter-Einkaufsberechtigung weidlich aus, indem sie sich mit den Dingen versorgen, die es nur dort gibt, weiße Dederonwäsche beispielsweise, geben ihren Verwandten und Freunden tausend kleine Tips für passende Hochzeitsgeschenke und können sich dann ausschließlich der Vorfreude hingeben.

So rückt der Tag näher – viel zu langsam, viel zu schnell – die Braut wird entzückend aufgeregt und ist schließlich felsenfest davon überzeugt, daß sie gerade im feierlichsten Augenblick über den Teppichrand stolpern und lang hinschlagen wird. Er dagegen gibt sich würdig und gelassen, aber natürlich ist er es nicht.

Und ist sie dann wirklich gekommen – die große Viertelstunde, in der sie einander das Ja-Wort fürs Leben geben sollen, um die ihre Gedanken in den vergangenen Tagen kreisten und von der sie doch erwarten, daß sie die Bedeutung widerspiegelt, die dieser Augenblick für sie beide persönlich hat – wird das standesamtliche Zeremoniell dann allen diesen Erwartungen des hochgestimmten jungen Paares gerecht?

Oder ist sie enttäuscht und witzelt er, kaum daß sie den Raum verlassen haben, schon über „den schönsten Augenblick", weil das, was dort drinnen geschah, ihr Herz und ihren Verstand nicht berührte?

**LESEN SIE ZU DIESEM THEMA IM NÄCHSTEN HEFT „VOR DEM RINGWECHSEL"**

# Die Lehrerin

EINE GESCHICHTE
AUS DEM KOLUMBIEN
UNSERER TAGE

Sie kam den Pfad herauf. Sie stieg ungeschickt. Ihr Atem ging schwer und stockend. Immer öfter blieb sie stehen und stützte sich auf den langen Stab.

Eine Ketschua[1] ging anders! Christos hob die Hand über die Augen. Ein neuer Poncho[2] – ein guter Poncho! dachte er. Den trägt keine Ketschua! Er trat noch einen Schritt weiter an den Rand des Felsvorsprunges, auf dem er stand. In 10 Minuten war es Nacht, sie aber war erschöpft und kannte den Weg nicht. Gerade wollte er zu ihr hinab ins Tal, als er mitten in der Bewegung erstarrte. Die Frau hatte sich auf einen Stein gehockt und nestelte an ihren Füßen. Christos sah staunend, daß sie Schuhe trug. Sie zog sie aus, nahm abwechselnd den einen, dann den anderen Fuß in beide Hände, rieb ihn vorsichtig und blies ihren Atem darüber. Sie fror; in Schuhen und fror. Sie ist keine Ketschua!

Langsam, zögernd stieg er zu ihr hinab. Als sein Schatten von hinten über sie fiel, fuhr sie empor. Ihre dunklen, nur ein klein wenig schrägen Augen zeigten Überraschung, doch keinerlei Furcht. Fest und forschend ruhten sie auf seinem Gesicht.

Christos führte sie ins Dorf.

Noch am gleichen Abend stand die Frau vor dem Ältestenrat. Ruhig, wenn auch mit vor Müdigkeit und Erschöpfung heiserer Stimme sprach sie von ihrem Auftrag.

Sie war die neue Lehrerin. Nach fast zwei Jahrzehnten wieder eine Lehrerin im Dorf! Die Regierung in La Pas hatte sie nicht vergessen, hatte an sie gedacht, so sagte sie. Nun sollte wieder Schule gehalten werden, wie das Gesetz es befahl.[3]

Sie wies ein Schreiben vor. Die Ältesten wendeten es vorsichtig in weit vorgestreckten Händen und gaben es verlegen zurück. Keiner konnte lesen. „Wenn du so weit den Berg heraufkommst – allein –, was solltest du sonst bei uns suchen, Herrin!“ Sie sprachen mit höflich-unterwürfig gesenkten Lidern und ausdruckslosen Gesichtern.

Christos lehnte draußen an der Wand aus gestampftem Lehm. Er hörte ihre Stimme. Sie sprach von Gleichheit vor dem Gesetz und von der Zaubermacht des Geschriebenen. Sie sprach einfach und in Bildern. Er begriff trotzdem nicht alles.

Und dann wollte sie die Schule sehen. Die Alten starrten auf die Glut ihrer Maiskolbenpfeifen. Einer sagte: „Du bist Lehrerin, Herrin! Wirst unsere Kinder lesen und schreiben lehren, wie das die Regierung befiehlt. Du sagst es! Wir haben aber nur wenig Kinder. Wozu sollen sie lernen? Wozu? Unsere Berge sind nicht fruchtbar; die Erde nicht und die Menschen nicht! Die meisten sterben im Säuglingsalter an unserer Not. Wir haben keine Schule, Herrin! Schlaf nur jetzt – du wirst müde sein. Morgen bringen wir dich in deine Hütte!"

In das Schweigen hinein, das diesen Worten folgte, hörte Christos die Lehrerin sagen – und ihre dunkle-heisere Stimme wurde mit einemmal hell und scharf: „Ich weiß nicht, was in mir größer ist, gute Männer, die Ehrfurcht vor der Würde eures Alters oder der Zorn über eure Unwissenheit. Nicht die Not ist es, an der eure Kinder sterben, sondern eure stumpfe Dummheit! Wollt ihr nicht nachdenken über das Warum und Wieso! Führt mich zur Schule!"

Sie kamen mit ihr heraus und führten sie gehorsam ans andere Ende des Dorfes, dort wo vor 12 bis 15 Jahren einmal für wenige Monate ein Lehrer gewohnt hatte; bis er vor ihrem Elend auf und davonlief! Sie führten sie durchs Dorf. Vor den Hütten standen die Frauen. Sie sahen die Fremde an, die da mit den Ältesten an ihnen vorüberschritt; sahen den Poncho, ihre Füße in festen Schuhen und sie senkten die Lider.

Die Lehrerin – wie sie Christos bei sich nannte – fühlte diese Blicke. Sie gewahrte, wie sich die Frauen von ihr ab und zurück in ihre Hütten wandten und es schmerzte sie tief. Als dann die Alten sagten: „Hier, Herrin! Die Schule!", fragte sie leise: „Warum nennt ihr mich Herrin?" Die Alten blickten einer zum anderen und zuckten die Schultern. Einer aber sagte: „Wie sollten wir nicht Herrin sagen?! Du hast einen neuen Poncho, kannst lesen und schreiben, trägst sogar richtige Schuhe an den Füßen ..." Da löste sie schweigend die Schuhbänder, trat aus ihren Schuhen und ging in die Hütte, die sie Schule nannten. Es war ein halbzerfallener Schuppen, in dem sie Maisstroh gelagert hatten. Hier würde sie wohnen und arbeiten müssen.

Die Schuhe standen am nächsten Morgen noch vor der Tür und an den darauffolgenden. Keiner wagte, sie anzurühren. Sie gehörten der Lehrerin.

Die Lehrerin war eigensinnig wie eine Bergziege und ausdauernd wie ein Lama. 10 Minuten konnte sie neben einem stehen und sagen: „Komm zur Schule, Junge! Komm!" Immer wieder, ruhig und bestimmt. Die in die Schule kamen saßen da, sperrten die Mäuler auf und machten traurig ergebene, verständnislose Augen. Christos hatte es oft genug durch die Öffnung gesehen, die die Lehrerin in die Lehmwand hatte brechen lassen, und die sie Fenster[4] nannte. Sie plapperten nach, was ihnen vorgesprochen wurde, rieben sich verstohlen die nackten Fußsohlen an den löchrigen Hosenbeinen und dann gingen sie wieder; still, ohne die Blicke zu ihr aufzuheben. Keine Fragen – kein Lachen! Es war offensichtlich, sie besaß das Vertrauen der Kinder nicht. Man duldete sie als „Herrin" im Dorf, nichts weiter.

Eines Abends hörte Christos sie weinen hinter der halb eingesunkenen Mauer ihrer Schule; heftig – verzweifelt. Doch am nächsten Morgen zog sie mit den Kindern auf das Felsplateau oberhalb des Dorfes. Sie trug einen Ball unter dem Arm. Es war ein Strohball – sie hatte ihn selbst geknüpft, in der Nacht. Die Kinder staunten, wie sie ihn mit dem Fuß vor sich herstieß. Aber sobald sie mit dem Ball auf sie zugelaufen kam, stoben sie scheu auseinander. Plötzlich jedoch stieß ihn die Lehrerin so heftig einem der Jungen vor die Füße, daß er gar nicht anders konnte, als zurückzustoßen. Der Ball prellte hoch in die Luft und einem anderen auf den Kopf. Die Lehrerin lachte. Der Junge, mit dem Strohball wie einem Hut auf dem Kopf, sah verdutzt von seinen Kameraden zur Lehrerein – seine Lippen zuckten, als wollte er weinen. Dann aber zog sie sich zu einem breiten fröhlichen Grinsen auseinander. Die anderen standen ringsherum, starrten den mit dem Ball auf dem Kopf an – und plötzlich lachten sie los.

Der Bann war gebrochen. Am Abend des gleichen Tages noch besserte Christos die eingesunkene Lehmwand an der Giebelseite der Schule aus. Die Kinder spielten jetzt fast jeden Tag Ball. Die Lehrerin unterwies sie in den Spielregeln und zeigte ihnen Bilder von richtigen Fußballspielen. Eines Morgens standen zum ersten Mal einige Jungen und Mädchen bereits wartend vor der Schule, als die Lehrerin heraustrat. Noch etwas verlegen kamen sie näher und reichten ihr nacheinander die Hand.

An diesem Abend sang die Lehrerin in ihrer Hütte. Christos hörte sie singen. Er lauschte ihrer leisen aber vollen und warmen Stimme. Jetzt ging die Lehrerin auch zu den Alten. Sprach mit ihnen, las ihnen vor aus Zeitungen, die man ihr ab und zu heraufbrachte. Oder sie sang ihnen eines jener neuen Lieder. Die Lieder sangen von Freiheit, vom Kampf gegen Unterdrückung und Not; von mastfetten Gringos, vom schweren Los der Bergarbeiter in Potsosi und von den märchenhaften Palästen des Simon L. Patino[5]. Seltsame Lieder! Sie gingen wie Chicha ins Blut, berauschend und sinnverwirrend. Unheimliche Lieder auch! Sie lauschten ihnen und fürchteten sich und lauschten doch immer wieder.

Sie erzählte ihnen auch vom Leben der Armen in aller Welt. Das gefiel den Alten. Wer konnte wohl ärmer sein als ein Ketschua?

Mit der Hacke statt des Pfluges bestellten sie den schmalen Acker, der mehr einem Geröllfeld glich. Ständig bedroht vom schneidenden Frost der Bergnächte und der Willkür der reichen Latifundienbesitzer unten in den warmen Tälern entrangen sie dem Boden Halm um Halm und Korn um Korn. Gäbe es nicht die Maiskolbenpfeife am Abend, die Koka[6] bei der Arbeit und das bißchen Chicha[7] an den wenigen Festtagen des Lebens – sie wüßten nicht, daß sie Menschen waren.

Die Lehrerin erzählte ihnen aber auch, daß sich anderswo die Armen immer öfter ihrer Haut zu wehren wissen, sich ihrer Kraft bewußt werden. – Wie denn? ereiferten sie sich. Sie wehren sich anderswo, die Armen? Die Lehrerin sagt es – sie wird es wissen. Aber Kraft? Wo sollte denn die Kraft bei ihnen herkommen mit einem Mal? So fragten sie, redeten ganz ungewohnt durcheinander.

Als aber die Lehrerin noch sagte, daß sogar in den Bolivianischen Bergen, ganz in der Nähe, in Marquetalia, die Bauern nicht länger die Nase ins Maisstroh stecken, wenn die Haziendeiros[8] vorbeireiten, daß sie die Koka mehr und mehr verachten und sich zusammenschlössen gegen Willkür und Not, da zeigten sie plötzlich wieder ihre leeren, ausdruckslos-stumpfen Gesichter. Sie blickten verlegen zu Boden und schwiegen. Es war offensichtlich, sie trauten ihr nicht; noch immer nicht!

Christos sah es mit schmerzender Ungeduld. Warum nur glaubten sie ihr nicht?! Sie hatte schon *so* viel für sie getan. War sie denn den Alten noch immer eine Fremde? War sie es nicht, die den genossenschaftlichen Salzhandel organisiert hatte? Sie beförderten jetzt die Salzplatten nur noch den halben Weg zu Tal auf ihren Lamas, dort kam ihnen bereits ein alter Lastwagen aus Marquetalia entgegen und übernahm die Fracht. Und hatte sie nicht ihm, Christos, den Weg gewiesen weit in die Berge, wo sie mitten zwischen Gletschern eine windgeschützte Stelle, eine lohnende Schafweide neben warm sprudelnder Quelle vermutete auf Grund von Berechnungen und Fältelungen im Gestein? Und hatte er sie nicht gefunden? Waren nicht Schafe gekommen auf ihr Geheiß? Neun Stück! Ein zottiger Bock und acht weichnasige Muttertiere – auch sie wieder von drüben, aus Marquetalia.[9]

Manchmal, des Nachts kamen auch Männer von dort zur Lehrerin. Christos hatte es anfangs bedrückt beobachtet. Aber sie kamen immer zu zweit oder dritt und trugen Gewehre unter ihrem Poncho.

Christos sehnte sich nach Marquetalia. Er zählte nun schon siebzehn Sommer oder sogar zweimal zwei Hände voll – wer wollte das so genau wissen. Es kränkte ihn auf einmal tief, daß sie hier im Dorf noch immer ‚ihre Nase ins Maisstroh steckten', wenn die Banditen durchs Dorf ritten. Die Alten sollten ihre Gesichter nicht verschließen vor der Lehrerin! Sollten sie nicht länger Herrin nennen!

Illustrationen: Karl-Heinz Schmidt

Die Sonne stand hoch über dem Gletscherberg. Christos hatte Wolle gebracht. Die erste Wolle von der Gletscherweide! Von weitem schon sah er die Kinder Ball spielen. Ein richtiger fester Springball aus buntem Gummi! Die Lehrerin hatte ihn heraufbringen lassen aus der Stadt. War das ein Fest! Viele gute Gedanken drängten sich in Christos Kopf. Er kam den Berg herab und ihm zuckten die Beine. Fast hätte er mitgespielt.

Am nächsten Morgen jedoch kamen die Banditos ins Dorf. Sie trieben die Schafe von der Gletscherweide und nahmen ihnen die Wollschur fort. Das Land gehöre dem Herrn und die Schafe seien kommunistische Diebesbeute! So sagten sie und durchwühlten jede Hütte. Als sie aber vor die Schule kamen – sie waren nur ihrer vier – stand das ganze Dorf vor der Schule versammelt. Die Banditos riefen die Lehrerin vor die Tür. Sie solle ihr Beglaubigungsschreiben vorzeigen, forderten sie mürrisch. Offensichtlich überraschte sie die ungewohnt geschlossene Haltung des Dorfes. Das waren sie nicht gewohnt. Die Lehrerin trat ihnen mit dem Ball unter dem Arm entgegen. Das Beglaubigungsschreiben? Ihnen, Räubern und Dieben? fragte sie furchtlos. – Das sei doch nicht ihr Ernst. Sie habe noch nie mit Schafdieben verhandelt und gedenke das auch jetzt nicht zu tun. Der eine der vier verlor die Beherrschung und schlug ihr den Ball aus der Hand. Sie aber versetzte ihm unversehens ein paar so heftige Ohrfeigen, daß er zurücktaumelte. Angesichts der drohenden Haltung der Dorfbewohner hinderten ihn seine Kameraden, von der Waffe Gebrauch zu machen. Sie nahmen die Wolle und trieben die Schafe über die Geröllhalde davon.

Am Abend des gleichen Tages – noch vor Einbruch der Nacht kamen Männer aus Marquetalia. Als die Banditos gegen Mitternacht das Dorf überfallen wollten, schlug ihnen von den Felsblöcken rings um das Dorf gezieltes Gewehrfeuer entgegen und trieb sie zurück.

Die Lehrerin trat vor die Alten und teilte ihnen mit, daß Partisanen aus Marquetalia von heute an auch über ihr Dorf den Schutz übernommen hätten. Bereits morgen sollten sie ihre Schafe zurückerhalten und fortan unbehelligt weiden dürfen, oben auf der Gletscherwiese. So geschah es.

Der Mond stand bleich über der Schule. Christos stand unschlüssig vor der Tür. Er hätte der Lehrerin so gern etwas Gutes gesagt. Aber er bückte sich nur und nahm den einen der Schuhe, die noch immer neben der Tür standen. Dann ging er mit den Männer aus Marquetalia in die Berge.

Nach Wochen – die Banditos wagten keinen neuen Überfall – kam plötzlich eine Abteilung Soldaten ins Dorf. Mit einem schweren Lastwagen, hochaufgepackt mit Benzinfässern und Munition. Es waren 20 bis 30 schwerbewaffnete Soldaten. Regierungstruppen! Und die Partisanen aus Marquetalia sahen vorerst keine Möglichkeit, ihren Anmarsch zu hindern. Mit aufheulendem Motor und schleifender Kupplung bahnte sich der Lkw durch das Geröllfeld seinen Weg ins Dorf. Die Soldaten sprangen ab und scharten sich um einen hochaufgeschossenen Leutnant in glänzen-Reitstiefeln. Dann trieben sie die Ketschuas, Männer, Frauen und Kinder aus ihren Hütten und zwangen sie vor der Schule in langer Reihe in die Knie. So wollte es der Leutnant. Jeden fünften – so ließ er bekanntgeben – würden sie durchpeitschen. Die Kommunistenschlampe aber würden sie vor ihren Augen erschießen, als Aufrührerin und Verräterin – nach Kriegsrecht!

Da trat die Lehrerin vor die Schule. Sie trug ihren schönen Poncho und lächelte. Noch nie hatte das Dorf sie so lächeln sehen. Sie trat zu dem Leutnant, lächelte ihn an und versicherte mit leiser, eigentümlich singender Stimme, daß hier ein Mißverständnis vorliegen müsse. Sie sei die von der Regierung bestellte Lehrerin des Dorfes und – wenn er wolle, könne er, sie wies nach der Tür, die Urkunde prüfen. Er grinste, rückte seinen Gürtel zurecht, winkte den Soldaten zu warten und folgte ihr in die Schule.

Plötzlich hörten sie ihn wütend aufbrüllen. Irgend etwas fiel polternd zu Boden. Dann kam er wieder heraus – mit erhobenen Händen und offener Pistolentasche. Die Lehrerin dicht hinter ihm, die schwere Armeepistole in seinen Rücken gepreßt. „Keine Bewegung!“ rief sie den Soldaten zu. „Legt Eure Waffen ab oder Euer Leutnant ist des Todes!“

Verdutzt standen sie da – unschlüssig blickten sie auf den Leutnant. Der war aschgrau im Gesicht, die Lippen fast weiß; aber er gab den Befehl, die Waffen niederzulegen.

Mit katzenartiger Gewandtheit waren die Ketschua auf den Füßen – im Nu waren die Soldaten entwaffnet. Man trieb sie in die Schule und stellte Wachen auf. Das alles geschah, ohne daß auch nur ein einziger Befehl gegeben werden mußte. Die Augen der Männer, die eben noch auf den Knien gelegen hatten, leuchteten entschlossen auf. Sie griffen zu den Gewehren. Nein! Sie würden ihren Schutz nicht länger den Männern aus Marquetalia überlassen. Wie Christos würden sie fortan ihr Dorf zu schützen wissen. Man sollte sie nur noch unterweisen im Gebrauch der Waffen.

Da hörten sie erneut Motorengeräusch, ein, zwei, drei Lastwagen quälten sich den Berg herauf. Sie unterschieden es genau. In drei, vier Minuten würden sie unten aus der Steilkehre auf die Geröllhalde biegen. Soldaten! Drei Lastwagen voll! Es wurde allen klar, daß das mehr als nur eine der üblichen Strafexpeditionen war.

Die Alten sahen einander an. Langsam ließen sie die Waffen wieder sinken. Einer sprach: „Wir

FORTSETZUNG SEITE 29

# SAUER KRAUT UND KUK KUCKS UHREN

Bemerkungen zu einer amerikanischen Fotoausstellung über Westdeutschland und zu einigen in „twen" veröffentlichten Meinungen darüber

# ODER?

# ERINNERT EUCH WENN WIR WASHING TON BESETZEN

Woran denkt der Ausländer,
wenn er an Deutschland denkt?
Wie stellt er sich
den Deutschen vor?
Wie hat sich Deutschland,
zwanzig Jahre nach dem
mörderischsten aller Kriege,
entwickelt?
Muß man den Deutschen
noch fürchten?
Darf man ihm vertrauen?

Verständliche Fragen. Aber pauschale Fragen, die schon von der Fragestellung her unklar sind. Wer ist der Deutsche? Es gibt zwei deutsche Staaten, die Deutsche Demokratische Republik und die Bundesrepublik Deutschland. Und es leben auch in dem reaktionären westdeutschen Staat Menschen wie Riemeck und Niemöller, die illegal arbeitenden Kommunisten, es leben mutige Journalisten und Metallarbeiter, oppositionelle Studenten und Linksintellektuelle. Sie leben neben Strauß, Vialon, Trettner, Seebohm, neben Revanchisten und Korpsstudenten. Der Deutsche? Sie nennen sich untereinander nicht Brüder.

Das New-Yorker „German Information Centre" ging daran, das (West)Deutschlandbild des Durchschnittsamerikaners (Sauerkraut, Kuckucksuhren, Baumholder, Heidelberg, Nazis, Adenauer, Gartenzwerge) zu korrigieren, es stellte eine Ausstellung zusammen, die nun mehrere Jahre durch die Vereinigten Staaten reisen soll, eine Fotoausstellung: Seht, das ist der Deutsche heute! Seht, das ist Deutschland! Das Gesicht unseres Bundesgenossen!

Die Ausstellung desorientiert den guten Durchschnittsamerikaner. Sie zeigt nur Bilder aus der Bundesrepublik. Das ist die erste Irreführung, die erste Lüge.

Was zeigt die Ausstellung? Hier einige Beispiele:

Ein verliebtes Paar in Badekleidung in einem Freibad.

Ein Paar in einer Tanzhalle.

Die junge Schauspielerin Heidemarie Theobald als Barblin in „Andorra".

Ein Mädchen mit sehnsuchtsvollen Äugelein.

Den glattrasierten Schädel eines Jungen vor dem Gericht.

Das zufrieden - rücksichtslose Lächeln des bajuwarischen Metzgers Franz Josef Strauß.

Den „Quick"-Kolumnisten Mathias Walden.

Schriftsteller aus der Gruppe 47. Einen Filmproduzenten.

Zehn Studenten, die vor der Universität München gegen die „Spiegel"-Aktion protestieren.

Einen Kabarettisten.

Eine Schülerin einer Modeschule. Einen Dramatiker.

Und auch einen jungen Arbeiter bei einer Besichtigung des KZ „Jammertal" bei Salzgitter.

# GEZEIGT

Das soll Deutschland sein? So sieht „Deutschland" aus? Alles nette Menschen, jede Furcht ist unbegründet, jedes Vorurteil falsch, jedes erschütternde eigene Erlebnis unwahr? So will es das „German Information Centre". Wie reagierte der Amerikaner auf diese Ausstellung?

Einige sehr unbefangen: „So sind doch die Menschen überall!" (Susan Leibowitz aus Brooklyn); „Ich würde gern ihre Lebensphilosophie kennenlernen!" (S. Vizzotto, Brasilien); „Gute Fotografie, aber das ist auch alles!" (Albert Housen, Kopenhagen, Dänemark); „Hoffen wir, daß es wahr ist!" (J. Oster, Long Island); „Wunderbar, aber es ist nicht das ganze Bild!" (Martin Israel aus New York); „Ich glaub's nicht!" (Ron Lichtmann, New York)
Ja, es ist nicht das ganze Bild. Es ist nicht einmal das wahre und richtige halbe Bild. Es ist falsch. Es ist billige Zweckpropaganda. Der Durchschnittsamerikaner scheint nicht so dumm zu sein, wie ihn sein eigenes Informationszentrum machen wollte. Und so finden sich in den Gästebüchern der Ausstellung solche Eintragungen:

„Laßt uns beten, daß es wirklich ein neues Deutschland gibt!" (Hermann Gerson, Washington)
„Die Ausstellung illustriert geschickt die physische Schönheit. Was ist mit der geistigen Schönheit? Gebranntes Kind scheut das Feuer." (Norman E. Fineberg, New York)

„Ich kenne Deutschland. Meiner Meinung nach ist diese Ausstellung nicht alles." (G. P. Gratas, 94 th St., N. Y.)

„Ich denke, wir wissen, was das für ein Krieg sein würde, wenn es nach der Nase von euch Deutschen gehen würde. Ihr heult und jammert, man haßte euch – als hättet Ihr nie etwas getan, um es zu verdienen!" (Name nicht genannt)

„Man darf Zweifel haben, was (West-) Deutschlands Absichten in der Zukunft betrifft . . ." (Randolf, Manhattan)

„Es wäre interessant zu sehen, ob Ihre Demokratie funktionieren

würde, wenn Sie vereinigt wären ..." (Jack Spirt, N. Y.)

„Es ist Deutschland gelungen, seine abscheulichen Verbrechen vor dem Bewußtsein der jungen Generation zu verdecken. Wie kann man von jungen Deutschen verlangen, daß sie aus der Vergangenheit lernen, wenn sie nichts über Hitler und die Nazis wissen? Es ist nur allzu offenbar, daß junge Deutsche lediglich wissen, daß Hitler die Autobahn baute, Deutschland aus der Wirtschaftsdepression führte und den schrecklichen Fehler beging, den zweiten Weltkrieg zu verlieren ... Der Leopard hat noch immer dieselben Flecke ..." (Edward Bender, NY. C.)

„Ich glaube nicht, daß das ganze deutsche Bild gezeigt wird, ich glaube nicht, daß es je gezeigt werden wird!" (Patti Pans, 5. University Pl., N. Y.)

„Jetzt finde ich, daß ein Deutscher nicht unschuldig ist, bis man ihm die Schuld nachweist, sondern daß man ihn der Nazigefühle für schuldig halten muß, bis er das Gegenteil beweist. Ich war in Deutschland ..." (J. Bernstein, Bayside)

Der Betrachter, nur mit den Fotos dieser Show konfrontiert, erkennt: Das ist nicht Westdeutschland, man verheimlicht uns das wahre Bild, man beschönigt. Zweifel und Angst bleiben.

Wütend geworden über die skeptischen Meinungen in den Gästebüchern, steigen nun in den USA lebende Bürger der Bundesrepublik voll ein. Hier ihre Reaktionen:

„Ich meine, wer so heftig dagegen ist (gemeint ist die Ausstellung, die Red.), der ist genau das, wofür er die Deutschen hält." (Bernhard Weschke, Long Island City)

„Nachdem ich die Kommentare in diesem Buch gelesen habe, ist mir klar geworden, wie verhaßt mein Volk in Amerika ist. Wie könnt Ihr Amerikaner von uns Deutschen erwarten, daß wir eure Verbündeten sind, wenn Ihr uns so haßt? Bevor Ihr solche Sachen schreibt, denkt daran, daß wir die einzigen Verbündeten sind, die Ihr habt, die auch in einem

# VERSCHWIEGEN

Kriege kämpfen werden, und daß wir die Hälfte der NATO-Truppen stellen!" (Karl-Heinrich von Wartenstein, München 4)

„Ich glaube, daß die Juden, die sich in dieses Buch eingetragen haben, damit bewiesen haben, daß ein Tier bleibt, wer ein Tier ist ..." (N. L., N. Y. C.)

Und dann nimmt einer derer von Wartenstein noch einmal Stellung: ‚Wir Deutschen werden

# VERSCHWIEGEN

Vizekanzler und FDP-Vorsitzender Mende

auch diesmal wieder aufsteigen. Wir Deutschen fordern unser angeborenes Recht (!) auf eine beherrschende Stellung in Europa (!). Bis jetzt sind wir mit den Amerikanern gewesen, weil wir die Kommunisten hassen, aber wenn Ihr uns weiterhin heftiger haßt, werden wir keine andere Wahl haben als unsere nationale Ehre (!) zu wahren und die Wiedervereinigung von den Russen zu erhalten (?). Es ist wirklich eine Schande, daß die Juden so empfinden, wie sie sich in diesem Buch ausdrücken, aber es ist eine noch größere Schande, daß **sie noch am Leben sind,** und daß wir den Krieg verloren haben. Wir sind die einzigen, die je versucht haben, den Kommunismus zu vernichten, Ihr aber habt das nicht gewollt. Ihr habt den Sowjets „lendlease" geschickt. Jetzt seid Ihr gefangen im ‚kalten Krieg' mit ihnen und verliert ihn an allen Fronten. Nun schmort im eigenen Saft! Und erinnert euch an dies, wenn wir Washington besetzen!" (Armin Rubin von Wartenstein)

Kommentar überflüssig. Die Bemerkung des „deutschen Adligen" spricht für sich und für die Erziehung in der Bundesrepublik, für das politische Klima unter Erhard und Strauß; und J. Bernstein aus Bayside, der die Bundesrepublik bereiste, schreibt in seinem Kommentar, daß er feststellen konnte, „daß die übergroße Mehrheit von ihnen (gemeint sind die Deutschen, die er kennenlernte, die Red.) genauso denkt wie Herr von Wartenstein. Der einzige Unterschied ist der, daß nur sehr wenige von ihnen ihre Gedanken in der Weise publik machen wie Herr von Wartenstein mit Schaum vor dem Mund." Und Edward Bender aus New York stellt fest: „Herrn von Wartensteins Erwiderung auf die antideutschen Kommentare beweist die Gültigkeit dieser Kommentare!" Was die Ausstellung nicht zeigte, ergänzten die Meinungen der Bundesbürger.

Die Besucher der Ausstellung zweifelten nicht auf Grund der Fotos, denn die waren bildschön, sondern auf Grund ihrer gemachten Erfahrungen, die sie in und mit der deutschen Bundesrepublik gemacht haben.

Es wird Besucher geben, die solche Erfahrungen nicht haben. Und so empfehlen wir, u. a. noch folgende Bilder in die Ausstellung aufzunehmen, damit sich das Bild über die Bundesrepublik rundet:

Den Redner und Minister Seebohm während eines Revanchistentreffens, flankiert von neonazistischen Fahnen

Die Nagold-Mörder.

Die Wohnhütten italienischer Gastarbeiter.

Den Gedenkstein in Landolfshausen bei Göttingen mit der Inschrift „Unsere Ehre heißt Treue", dem Wahlspruch der Waffen-SS.

Exmittierung eines alten Ehepaares in Düsseldorf.

Das Gesicht des schwerkranken Antifaschisten und Verlegers Johann Fladung, des Mannes mit dem festen Herzen, den die westdeutsche Justiz vor das Gericht zerrte.

Die Hitlerbüste in einem Lokal im Zentrum Münchens und als Bildunterschrift den Kommentar des Besitzers: „15 000 Mark wurden mir für die Führerplastik schon geboten, ich warte noch mit dem Verkauf, der Wert wird steigen!"

Das unbeteiligte Gesicht des SS-Arztes während des Lokaltermins in Auschwitz.

Merkatz auf dem „Sudetendeutschen Tag".

Niemöller beim Verteilen von Flugblättern.

Die Polizei bei einer Nacht-und-Nebel-Aktion gegen westdeutsche Kommunisten.

# GEZEIGT

Rechts: Mädchen in einer Badeanstalt. Unten: Studenten demonstrieren gegen die „Spiegel"-Aktion vor der Universität München. Ganz rechts: Hans Jürgen Pohland, Filmproduzent („Die Tote von Beverley Hills").

Schweitzer und Riemeck auf dem Wahlplakat der DFU.

Eine studentische Korporation beim Kommers, dazu den Text: „Den studentischen Korporationen kommen jährlich Zehntausende Mark aus den Mitteln des Bundesjugendplans zu."

Die Hakenkreuze an den Passierschein-Ausgabestellen in Westberlin.

Das Gesicht des emigrierten Arztes Dr. Herterich.

Wie Nazigenerale mit stolzen Mienen die erste Parade junger Rekruten abnehmen und die Unterschrift: „Wir haben sie wieder!"

Wir könnten die Reihe der Vorschläge fortsetzen, es ist offensichtlich, daß die „Life"-Reporter Ted Russel und der Journalist Lew Gittler mit vorgefaßter Konzeption durch die Bundesrepublik reisten: ein bißchen Tünche zu zeigen, ein bißchen Schminke, Talmi-Wirklichkeit des westdeutschen Staates. Deutsche heute? Nein, nicht einmal eine Teilwahrheit.

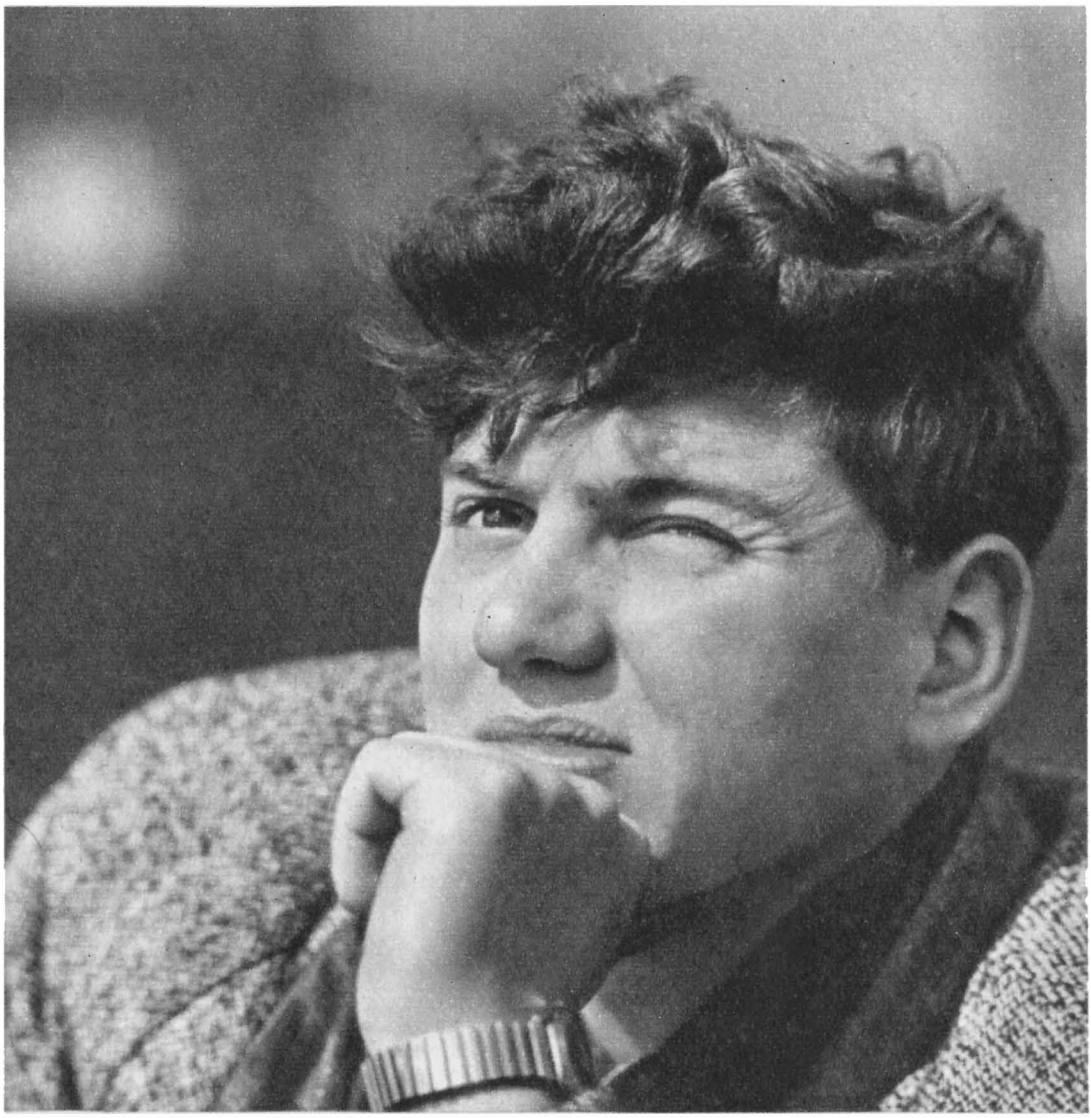
Wir laden das New-Yorker „German Information Centre" ein, Mitarbeiter zu uns in die Deutsche Demokratische Republik zu schicken, um dem amerikanischen Volk nun wirklich auf die Frage antworten zu können: „Wie hat sich Deutschland, zwanzig Jahre nach dem mörderischsten aller Kriege, entwickelt?" Kämen sie mit geputzten Brillen und blanken Objektiven, offenen Ohren und ohne Tabu-Liste – sie könnten ihrem Mitbürger Norman E. Fineberg, New York, zeigen, wonach er, die jetzige Fassung der Foto-Show durchschauend, fragt: „Was ist mit der geistigen Schönheit?"

Auch das ist eine Meinung aus dem Gästebuch der Ausstellung:

„Nette Bilder.
Sie zeigen nicht die Probleme des jungen Deutschlands.
Sie sind militaristisch, undemokratisch im Denken und nicht anders als ihre Eltern in der Mentalität.
David Jakubowicz, New York"

**Lesen Sie dazu auf den folgenden Seiten: Jugendträume**

ZEIT MIT ZWANZIG. ZEIT ZU LEBEN, LIEBEN, TRÄUMEN . . . TRÄUMEN; DAS WAR IMMER SO. ADAM TRÄUMTE, UND ZWAR KONKRET VON EINEM SPIELEND LEICHTEN WEG ZUM WISSEN: EINEN APFEL VERZEHREN, FERTIG. SPÄTER MUSSTE ER ERFAHREN, DASS ERKENNTNIS KEIN SO DÜNNES BRETT IST, UND ER BEGANN ZU ARBEITEN. UND ES TRÄUMTEN DIE VÄTER, UND SO TUN HEUTE DIE SÖHNE.



*Wolfgang Boese*

URSULA UND JOCHEN WILKE

# Jugendträume

## WOZU BESCHEIDENHEIT!

Zeit zurück. Neunzehnhundertvierunddreißig. Kleine Stadt in Polen, Rathaus, Kirche, 18 000 Seelen. Man hat sieben Zloty die Woche, und die Woche hat sieben Tage, und am Samstag ist Tanz; aber von den sieben Zloty versorgt man seine Mutter mit, und man spart.

Denn man will weiter. Der Geselle Stanislaus Idkowiak des Schuhmachermeisters Fürstmann will nicht ewig Geselle bleiben. Stanislaus braucht also Geld, und der Traum ist, die Zloty zusammenzubekommen für eine Werkstatt.

Sie wird anfangs winzig sein, Schemel, Tisch, Regale, Leder, Pechdraht, Täckse, mehr nicht. Nicht eine Maschine. Alle Arbeit von Hand. – Später wird man sehen.

Dafür reißt der Stani Überstunden herunter, versagt sich Schnaps und Bier beim Tanz, sammelt Feuerholz im Wald. Einen Spaß leistet er sich, Fußball. Die Töppen näht er selbst, für sich und die ganze Elf.

Bienenfleißig und bescheiden erreicht der Stani sein Ziel. Mit dreiundzwanzig kann er sich Meister Idkowiak nennen. Die Werkstatt läuft. – Und was die Leute da reden, was sich da hinter dem Wald tun soll, hinter den nahen Grenzpfählen des „Reichs" – das muß doch Unsinn sein.

Man lebt doch friedlich zusammen, in der kleinen Stadt, Deutsche und Polen. Meister Idkowiak, selbst Deutscher, besohlt beiden die Schuhe, dient auch im polnischen Heer ...

So wird er Kriegsbeute wie anderswo das Korn, das Erz, die Maschinen. Ein Stück Mensch, gut bemuskelt: dienstverpflichtet von den Nazis. Die Werkstatt? Sie wird ihm genommen. Der Meistertitel? Aberkannt. Ein bescheidener Traum, so oft geträumt von Deutschen, und dies war das Erwachen.

Zeit nach vorn, ins Heute.

*Warum sich bescheiden? Warum klein bleiben? Eine Werkstatt? Nein. Ein Werk. „So ein großes Ding, wo alles bloß noch mit Knöpfen geht ... so ein Ding mit aufbauen, so daß man jede Steuerungsmöglichkeit kennt und dann da drin als Ingenieur ..."*

*Das ist Sohn Peter, geboren gegen Ende des Gestern, heute Elektromonteur im VEB Elektrokohle Lichtenberg. Fleißig, jawohl. Sparsam auch ... von nichts kommt kein Motorrad.*

*Doch von wegen sich bescheiden! Peter fordert. „Da habe ich mal 'nen Rappel gekriegt und wollte weg vom Betrieb, hatte schon gekündigt. Na, sie haben mich nicht so gelassen. Erst mal gesprochen. Der Brigadier, drei Meister, der Abteilungsleiter. Was ich denn so wolle. Na, mich qualifizieren. – Wozu denn, haben sie gefragt. Na, zum Ingenieur. – Warum nicht, haben sie gesagt."*

*Inzwischen ist er delegiert, Studienbeginn im September. Er malt sich sein künftiges Tätigkeitsfeld aus: die Regeltechnik.*

*Sein Traum setzt voraus, daß jemand, wie selbstverständlich, ein paar Tausender auf den Tisch blättert, für Peters nächste Jahre. Und kein Gedanke, daß Peter selbst Mark für Mark zusammenkratzen würde; wenn er ein paar Mark beiseite legt, dann für den ersehnten Außenbordmotor.*

*Er fordert, als wäre das normal, von der Gesellschaft. Und das i s t normal. Heute, hier, in einer Gesellschaft, die allen dient und nicht nur tausend Tresoren, in einer normalen Gesellschaft also.*

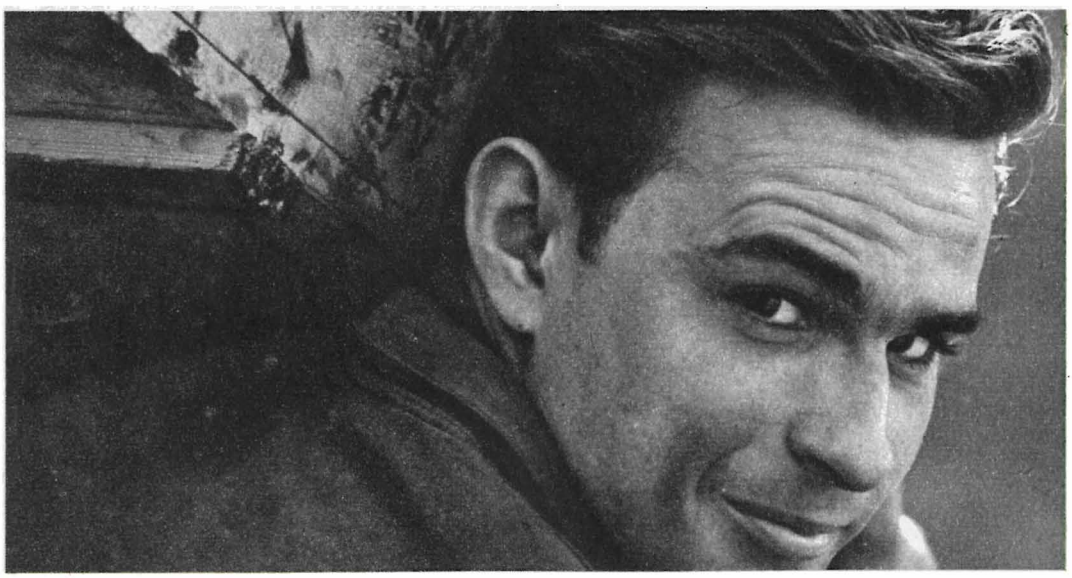
*Die Meisterung der technischen Revolution, so wurde errechnet, erfordert in Bälde mehr Ingenieure als Arbeiter, künftig sogar zehnmal soviel. So ist es im Interesse der Gesellschaft, daß Peter fordert und ... Peter ist herangewachsen in der Jugendbrigade „Rosa Luxemburg – Karl Liebknecht", die ihren Staatstitel nicht gerade auf der Bärenhaut erlegen hat. Sie hat ... zig Neuerungen erprobt, auch wenn dabei das Geld nicht sofort stimmte. Sie hat Patenschaften, ein Ferienlager, eine LPG und wenn's drauf ankommt; wenn im Lager die „Strippen" hängen, wenn der Sturm den Bauern Lichtmaste umwirft, dann soll man die Brigade sehen: Rauf auf die Maschinen, Gang 'rein, Gas und los, geholfen ohne Trara.*

*Das ist so ihre Art. Geben und fordern.*

*Darum geht Peters Traum noch weiter. Es sind auch die Mädchen mit drin und die Musik auf dem Akkordeon, und dann kommt wieder die große neue Fabrik mit allen Schikanen der Regeltechnik:*

# Freude am Ärger

*Peter Idkowiak* *Fotos: Reiner Ponier*



*„... da will ich was bringen. Was zeigen. Daß die anderen sagen, von dem kann man was lernen. Das wäre mein Stolz."*

## DIE ZEITEN UND DAS GLUCK

*Wolfgang Walk interessiert sich für die Kunst. Es liegt in der Familie — der Bruder Architekt, die Mutter hätte auch ...*

Ja, sie hätte wollen. Sie zeichnete gut. Sie war die Beste in der Klasse. Doch der Vater war tot. Was ihre Mutter verdiente, reichte knapp zum Leben, nicht einmal fürs Fahrgeld zur Oberschule, als diese eine Freistelle anbot. So waren alle Träume längst verflogen, ehe sie zwanzig war.

Um die Zeit war sie Schneiderin in einem guten Atelier, und es galt noch als Glück, diese Arbeit zu haben, 1932, in der großen Krise. Sie nahm noch Kurse, wollte weiter, zuschneiden, zeichnen, entwerfen. Der Kurs kam 120 Mark, der Lohn war 28 Mark die Woche.

Da warfen eines Tages Nazis Steine ins Atelier. Sie beschmierten die Türen: Juda verrecke! — Man schloß sich ein und nähte weiter. Doch es ging nur noch wenige Jahre, dann gab die junge Modistin den Beruf auf. Die guten Modesalons hatten sämtlich jüdische Inhaber gehabt. Sie heiratete einen Tapezierer und baute mit ihm ein Geschäft auf. Der Krieg, der der Kristallnacht folgte, verschonte das Haus. Doch die Ehe zerbrach. Es war alles ein Hätte. Auch Wolfgang, der Sohn, ging nicht über Rosen.

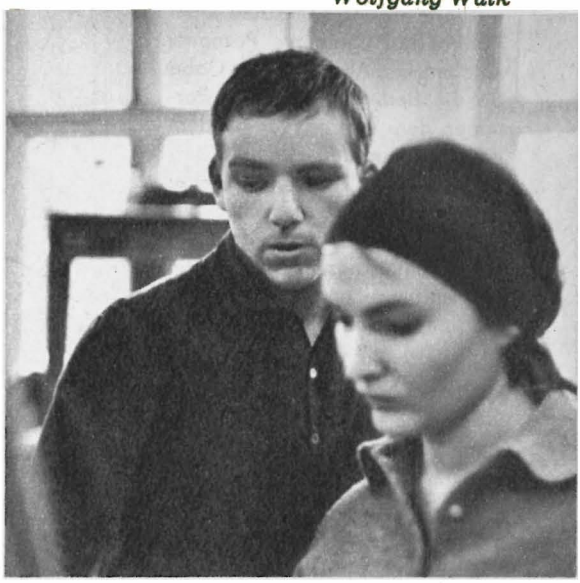
*Als er die Lehre antreten wollte, Architektur-Modellbau, hatte der Betrieb Termine verpatzt; der Junge mußte warten, ein Jahr.*
*Er blieb bei der Stange. Leistete Hilfsarbeit in der Bauausstellung. Lernte dann doch. Erwarb in Abendkursen das Abitur, um zu studieren: Architektur. Da sind die Plätze zu knapp, und es heißt wieder warten. Und der Junge will Geduld bewahren, bei der Stange bleiben.*
*Doch inzwischen geht ein neuer Stern auf. Eine Kunst, so jung wie Wolfgang, wird vom Staat gefördert: Die Industrieform.*
*Und davon kann man wirklich träumen!*
*„... Gebrauchsgüter gestalten, sauber, zweckmäßig, schön. Möbel, Lampen, Geschirr, Bestecke, Spielzeug, alles in guter Form, zeitgemäß ..."*
*Wolfgang Walk, heute Student im ersten Jahr an der Hochschule Weißensee, begeistert sich für seine neue, herzhafte, handfeste Kunst ohne Elfenbeinturm. Kunst für den Alltag. Kunst mit der größten Wirkungsbreite — was sie bringt, dringt in jedes Haus und ist jederzeit wirksam.*
*Und wieder gibt's kein Sich-Bescheiden, auch nicht bei Wolfgang. Was er sich erträumt hat, ist Aufgabe für mehr als einen. Denn ihm geht's um die Handschrift der Republik.*
*Daß die Güter, die wir schaffen, nicht nur schlechthin schön sind, materialgerecht, funktionsgerecht und so weiter. Das alles muß sein, doch noch mehr:*

*Der eigene Charakter. Ausdruck unserer Art zu leben, den sollen nicht nur Gemälde zeigen, sondern eben auch die Stoffe, Möbel, Güter des Alltags.*
*„Unsere eigene Handschrift, die eine unverwechselbare künstlerische Handschrift unserer Zeit ist, die möcht' ich mit finden. Das wär' eine Sache! Da kann man glücklich sein."*

## MACHT MAL ÄRGER

*Und hier kommt der andere Wolfgang. Braune Augen, dichte Brauen, volle Lippen, selbstbewußt:*
*„... wüßte gar nicht, wie die Welt aussehen sollte ohne Ärger. Ärger im Betrieb, Ärger mit den Mädels, Ärger mit der BVG, manchmal auch mit den Eltern. Ich würd' mich furchtbar ärgern, wenn es keinen Ärger gäbe. Mensch, wär' die Welt dann langweilig!"*
*Auch ein Traum? Der Ärger?*
*Wolfgang liebt Beethoven, übt die prallen Klavierakkorde, hält vor Jugendfreunden Vorträge – „Beethoven und die französische Revolution". Maschinenschlosser Wolfgang Hennig aus der Berliner Werkzeugmaschinenfabrik, zur Zeit in Ausbildung als Auslandsmonteur, mit Kurs auf den Ingenieur ... aber den Traum hatten wir schon, und was ist mit dem Ärger?*
*Das ist, daß es Träume gibt, die sich forterben durch Generationen: Der Wunsch, die Welt umzubauen.*
Als Wolfgangs Vater zwanzig wurde – sein Ziehvater Walter Boese – träumte er schon Jahre vom Sozialismus. Geboren im Mietskasernengrau am Kreuzberg, Kaufmannsangestellter mit 150 Reichsmark im Monat, merkte er wenig vom Gold der „Goldenen Zwanziger Jahre" und suchte also einen Weg zu einer besseren Welt.
Er suchte ihn bei jungen Leuten, auf Fahrten durch die Heimat, zuerst mit der Jugend der SPD. Es waren schöne Fahrten, zu den Seeadlern von Mecklenburg, zu den thüringischen Wäldern. Unterwegs warf er Fragen auf: Wie kommt man zur besseren Welt?
Die Funktionäre meinten, er frage zuviel, der junge Genosse – da hatten sie sein Mitgliedsbuch am Kopf.
Er ging nun zu den „Heimatwanderern"; da wurde heiß diskutiert. Er war auch Gast bei den Linken, bei „Fichte", und las, was nur zu greifen war, über die neue Welt im Osten. Sah die Eisenstein-Filme. Und traf schließlich einen Älteren, der Geduld und Antworten hatte. Der Ältere war Kommunist.

*Wolfgang Walk*



Als Walter Boese zwanzig wurde, ging er in den Kommunistischen Jugendverband. Sein Weg war gefunden.
Doch zu suchen bleibt immer. Und umzugestalten, zu bessern, zu kämpfen, mit Einsatz oder – wie Wolfgang sagt – mit Ärger. Daß es bumst. Daß mancher sauer wird.

*Da setzt also Wolfgangs Gruppe einen Artikel in die Betriebszeitung, von wegen Ordnung und Güte der Arbeit: Sind wir vielleicht eine Senffabrik, wo's keinem weh tut, wenn eine Tonne Mostrich schärfer, die andere aber lascher ist? Steht nicht das Ansehen der Republik auf dem Spiel, wenn wir Schleifmaschinen 'rausfeuern, die nicht einmal das Gütezeichen 1 besitzen?*
*Da macht man eben Ärger. „Muß ich schon machen. Auch deinetwegen", sagt Wolfgang zum Vater, dann könnt ihr besser verkaufen."*
*Der Vater ist heute im Außenhandel ...*
*Der Sohn aber gründet eine Neuerergruppe, die den Mängeln der Werkzeugmaschinen abhelfen will, und bahnt so ein konkretes Stück Weg in die Welt des Sozialismus.*
*Zu Hause wie gesagt, spielt er Beethoven, zur Zeit die Deutschen Tänze. Mag sein, er schafft bald die großen Klänge, Eroica, Pathétique, Apassionata.*

Davon träumen wir also, wir Jungen.
Vom Glück, wie man immer geträumt hat, und es ist nur die Frage, wo man es sucht und wie man es findet, das Glück.

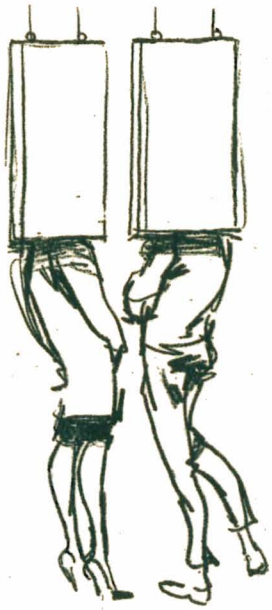
## BWV 226

Zu den Berliner Festtagen 1963 gastierte in der Komischen Oper Berlin der berühmte Poznańer Knabenchor. Als besondere Gabe an die Berliner hatten die Poznańer den Vortrag von Liedern Paul Dessaus und Hanns Eislers angekündigt. Als die Lieder programmgemäß zu Gehör gebracht werden sollten, trat ein junger polnischer Sänger an die Bühnenrampe und sagte in gebrochenem Deutsch:

„Leider können wir die angekündigten Werke von Hanns Eisler und Paul Dessau nicht singen, weil wir durch ein Versäumnis der zuständigen deutschen Stellen die entsprechenden Noten viel zu spät erhielten. Statt dessen hören sie jetzt die Motette, Bach-Werke-Verzeichnis 226, ‚Der Geist hilft unserer Schwachheit auf'."

Dann, als der Chor die Motette sang, ging durch das zunächst teils enttäuschte und betroffene, teils erheiterte Festtagspublikum Bewegung und Ergriffenheit, daß Kritik so wundervoll klingen konnte . . .

**E. Krumbholz**



In der Ausstellung: „Laß man, Karin, hier stöbert uns so rasch keiner auf – ich kenn' doch meine Kollegen . . ."

Zeichnungen: Vontra (2), Wilke (1), Appelmann (3)

## VERFEMT

Seit einigen Tagen bin ich bösen Blicken ausgesetzt. Und das wird – so fürchte ich aus gutem Grund – von Tag zu Tag schlimmer werden. Mir graut schon vor dem Sommer. Ich weiß, alle meine Freunde werden mich verlassen, meine Verlobung wird in die Brüche gehen, mein Kind wird sich von mir distanzieren, möglicherweise werde ich von meinem Abteilungsleiter, der stets mit den aktuellen Requisiten der Mode ausgestattet ist, sogar einen mittelschweren Verweis bekommen. Man wird mich mit nur bedingt schmeichelhaften Bezeichnungen belegen – Angeber, extravaganter Heini, Individualist – und mit einigen Wörtern, deren Bedeutung ich nicht kenne, deren abwertenden Gehalt ich aber dennoch dunkel ahne.

Doch ich muß das alles auf mich nehmen, denn mein Sehvermögen ist so mangelhaft, daß ich mir einfach keine Sonnenbrille leisten kann.

**E. Röhl**

## BEDAUERLICH

Sie streichelt ganz behutsam meine Haare
und meine Wangen, über mich gebeugt –
als ob der Frühling sich herniederneigt –
so weich, als kennten wir uns viele Jahre.

Und ihre leichte Hand ist warm und zart.
Lavendelduft, so blütenfrisch und rein.
Dann sagt sie leise: „Ja. – Sehr stark Ihr Bart",
und seift mich vorm Rasieren ein.

Max Hans Fischer

„Mein lieber Mann –
und daraus jetzt 'nen
Elefanten machen können . . . !"

## DER RABE UND DER FUCHS

Von G. E. Lessing

Ein Rabe trug ein Stück vergiftetes Fleisch, das der erzürnte Gärtner für die Katzen seines Nachbarn hingeworfen hatte, in seinen Klauen fort.

Und eben wollte er es auf einer alten Eiche verzehren, als sich ein Fuchs herbeischlich und ihm zurief: „Sei mir gesegnet, Vogel des Jupiters!" – „Für wen siehst du mich an?" fragte der Rabe. – „Für wen ich dich ansehe?" erwiderte der Fuchs. „Bist du nicht der rüstige Adler, der täglich von der Rechte des Zeus auf diese Eiche herab kömmt, mich Armen zu speisen? Warum verstellst du dich? Sehe ich denn nicht in der siegreichen Klaue die erflehte Gabe, die mir dein Gott durch dich zu schicken noch fortfährt?"

Der Rabe erstaunte und freuete sich innig, für einen Adler gehalten zu werden. „Ich muß", dachte er, „den Fuchs aus diesem Irrtume nicht bringen." – Großmütig dumm ließ er ihm also seinen Raub herabfallen und flog stolz davon.

Der Fuchs fing das Fleisch lachend auf und fraß es mit boshafter Freude. Doch bald verkehrte sich die Freude in ein schmerzhaftes Gefühl; das Gift fing an zu wirken, und er verreckte.

Möchtet ihr euch nie etwas anders als Gift erloben, verdammte Schmeichler!

# Ein paar Sätze zur Strohhalmflöte

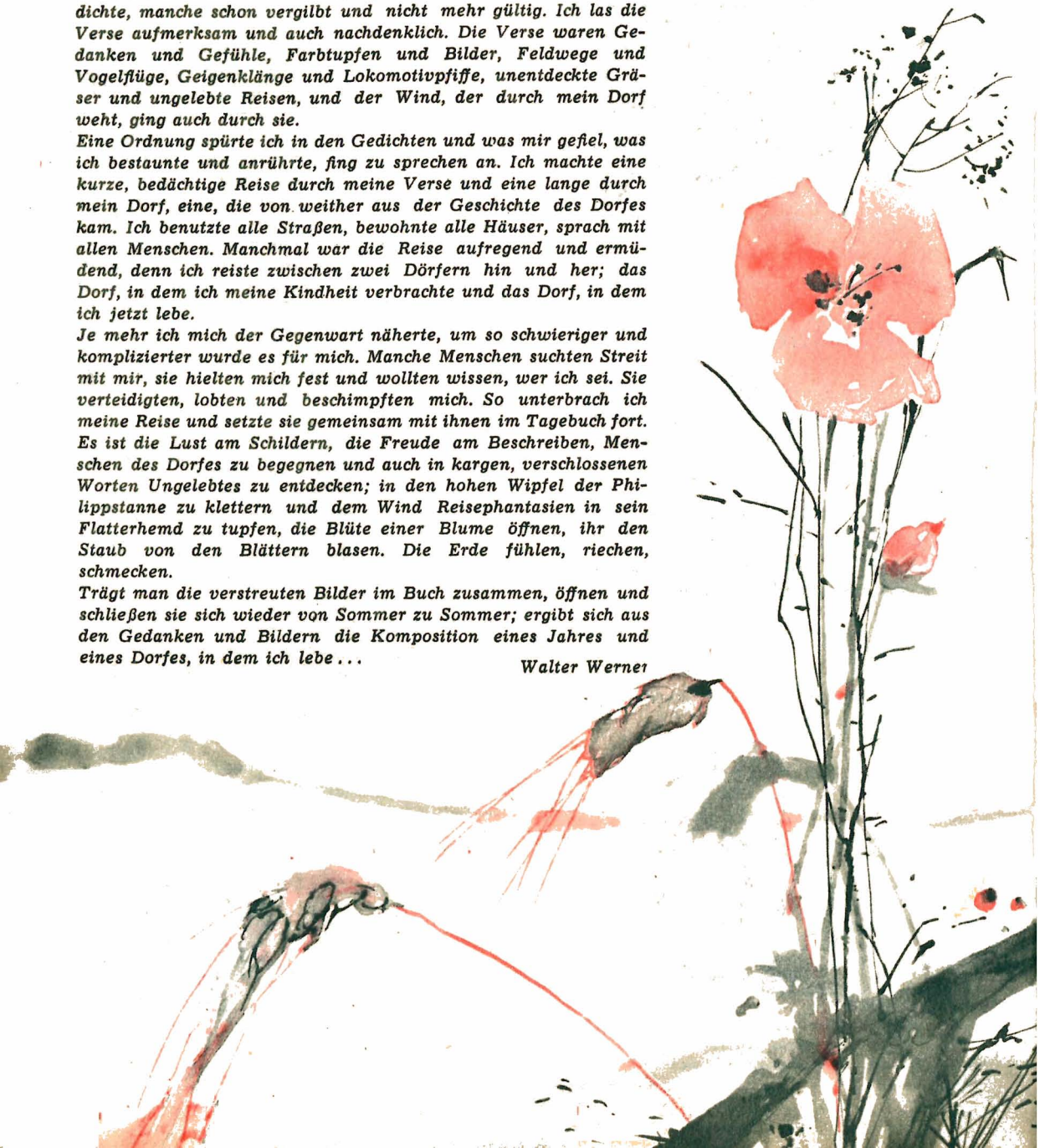
*Beim Herumkramen in meiner „Schublade" stieß ich auf Gedichte, manche schon vergilbt und nicht mehr gültig. Ich las die Verse aufmerksam und auch nachdenklich. Die Verse waren Gedanken und Gefühle, Farbtupfen und Bilder, Feldwege und Vogelflüge, Geigenklänge und Lokomotivpfiffe, unentdeckte Gräser und ungelebte Reisen, und der Wind, der durch mein Dorf weht, ging auch durch sie.*

*Eine Ordnung spürte ich in den Gedichten und was mir gefiel, was ich bestaunte und anrührte, fing zu sprechen an. Ich machte eine kurze, bedächtige Reise durch meine Verse und eine lange durch mein Dorf, eine, die von weither aus der Geschichte des Dorfes kam. Ich benutzte alle Straßen, bewohnte alle Häuser, sprach mit allen Menschen. Manchmal war die Reise aufregend und ermüdend, denn ich reiste zwischen zwei Dörfern hin und her; das Dorf, in dem ich meine Kindheit verbrachte und das Dorf, in dem ich jetzt lebe.*

*Je mehr ich mich der Gegenwart näherte, um so schwieriger und komplizierter wurde es für mich. Manche Menschen suchten Streit mit mir, sie hielten mich fest und wollten wissen, wer ich sei. Sie verteidigten, lobten und beschimpften mich. So unterbrach ich meine Reise und setzte sie gemeinsam mit ihnen im Tagebuch fort. Es ist die Lust am Schildern, die Freude am Beschreiben, Menschen des Dorfes zu begegnen und auch in kargen, verschlossenen Worten Ungelebtes zu entdecken; in den hohen Wipfel der Philippstanne zu klettern und dem Wind Reisephantasien in sein Flatterhemd zu tupfen, die Blüte einer Blume öffnen, ihr den Staub von den Blättern blasen. Die Erde fühlen, riechen, schmecken.*

*Trägt man die verstreuten Bilder im Buch zusammen, öffnen und schließen sie sich wieder von Sommer zu Sommer; ergibt sich aus den Gedanken und Bildern die Komposition eines Jahres und eines Dorfes, in dem ich lebe ...*

*Walter Werner*



# Der Taubenzüchter

Wenn die wärmere Jahreszeit beginnt und der Wind den Himmel blau wäscht, bewegt sich in steter Wiederkehr ein summendes Rauschen durch die Luft. Die Tauben des Steinbildhauers sind über den Dächern. Heute zählte ich fünfzig Stück. Eine Taube wie die andere, gleich gefiedert und gleich geschmeidig in ihren Flugbewegungen. Es raunt, wenn sie über die Leite hereinfallen, den Flug bremsen, die Flügel zu einem aufschwingenden V raffen und sich auf dem Dachfirst niederlassen.

Von welchen Flüssen, Meeren, Wäldern, Städten, Ländern kommen sie? Sie erinnern mich an Picassos Friedenstaube, und ich begreife, was die Kunst vermag und wie das Symbol auch hier zu beherrschen beginnt, sich in meiner Straße Achtung verdienen läßt und in erhöhtem Maße auch abnötigt. Die Kunst lehrt mich auch an kleineren Erfolgen Größeres aufzuspüren.

Überall wo die Taubenschwingen die Lüfte schnitten, haben sie Hoffnungen und Sehnsüchte unter den Menschen ausgelöst. Wir können das Verbindende ihres Fluges nur erahnen, möchten aber die Menschen kennen und kennenlernen, die an solch kleinem, scheinbar unbedeutendem Gegenstand zu uns fanden, gleichermaßen wie wir zu ihnen gefunden.

Wenn die Tauben sonntags irgendwo aufgelassen werden, holt der Steinbildhauer seine Konstatieruhr aus dem Schrank. Für jede ankommende Taube steckt er den entsprechenden Ring in die Uhr. Lange noch, bevor die schnellen Vögel zu erwarten sind, läuft er die Käthe-Kollwitzstraße hinauf und hinunter. Er blickt nach dem Himmel und wird nicht müde auf die Heimkehr der Vögel zu warten. Es wird zu einem freudigen Ereignis unserer Straße, wenn die Tauben wieder da sind.

Die Leute lehnen an den Gartenzäunen ihrer Höfe und fragen: „Hast dein Völkchen wieder beisammen, oder ist der Taubengeier dazwischen gekommen?“

Auf Nachzüglerinnen wartet er manchmal stundenlang. Er steigt auf die Leite und sucht mit dem Fernglas das Tal und die Bergkämme nach seinen Tauben ab.

Illustrationen: Werner Runer

# Ein Baum

Mein Lieblingsbaum war die Salweide. Sie wirkte schwächlich unter den anderen Bäumen, weshalb ich eine besondere Vorliebe für sie empfand. Wenn der Wind ihre grünsilbrigen Blätter bewegte, schien er fortzuschwimmen, mein bleicher Baum unter dem Himmel.

Im Frühling tropfte die Salweide ihren Saft auf meine Hände, und im Herbst kugelte ich durch ihr Laub, das weich wie Daunenfedern war.

Wurden die Winter streng, hatten die Salweiden, die vereinzelt draußen in den Wäldern standen, Bitteres auszustehen. Das Schalenwild biß die Rinde von den lebenden Bäumen, und wenn im

Frühling unsere Salweide zu grünen anfing, kam über ihresgleichen im Walde die Dürre.

Es gab Jahre, da drängte die Fülle des Saftes nach außen und der Stamm der Salweide glänzte wie mit Lack überzogen.

Auf und unter dem Baum hatte unsere kleine Schulklasse Platz. Mit dem Taschenmesser schnitzten wir Äste ab, ritzten feine Schnitte rings in die Aststücke ein, klopften dann mit dem Messerschaft auf der weichen Schalenrinde entlang, bis sie sich vom aalglatten, schneeweißen Holz löste. Die geringelte Schalenrinde fügten wir sorgfältig ineinander und steckten die unteren Ringelkränze mit einem Holzpflock fest. Das obere Ende versahen wir mit einem Mundstück aus Holz und fertig war ein Blasinstrument. Ganze Tage dudelten wir auf den selbstgebastelten Waldhörnern herum.

Unser Zauberliedchen „Saft, Saft, gib den Bäumen Kraft", lockte den Frühling, lobte unsere Arbeit und die Natur.

Die Waldhörner sind längst verklungen.

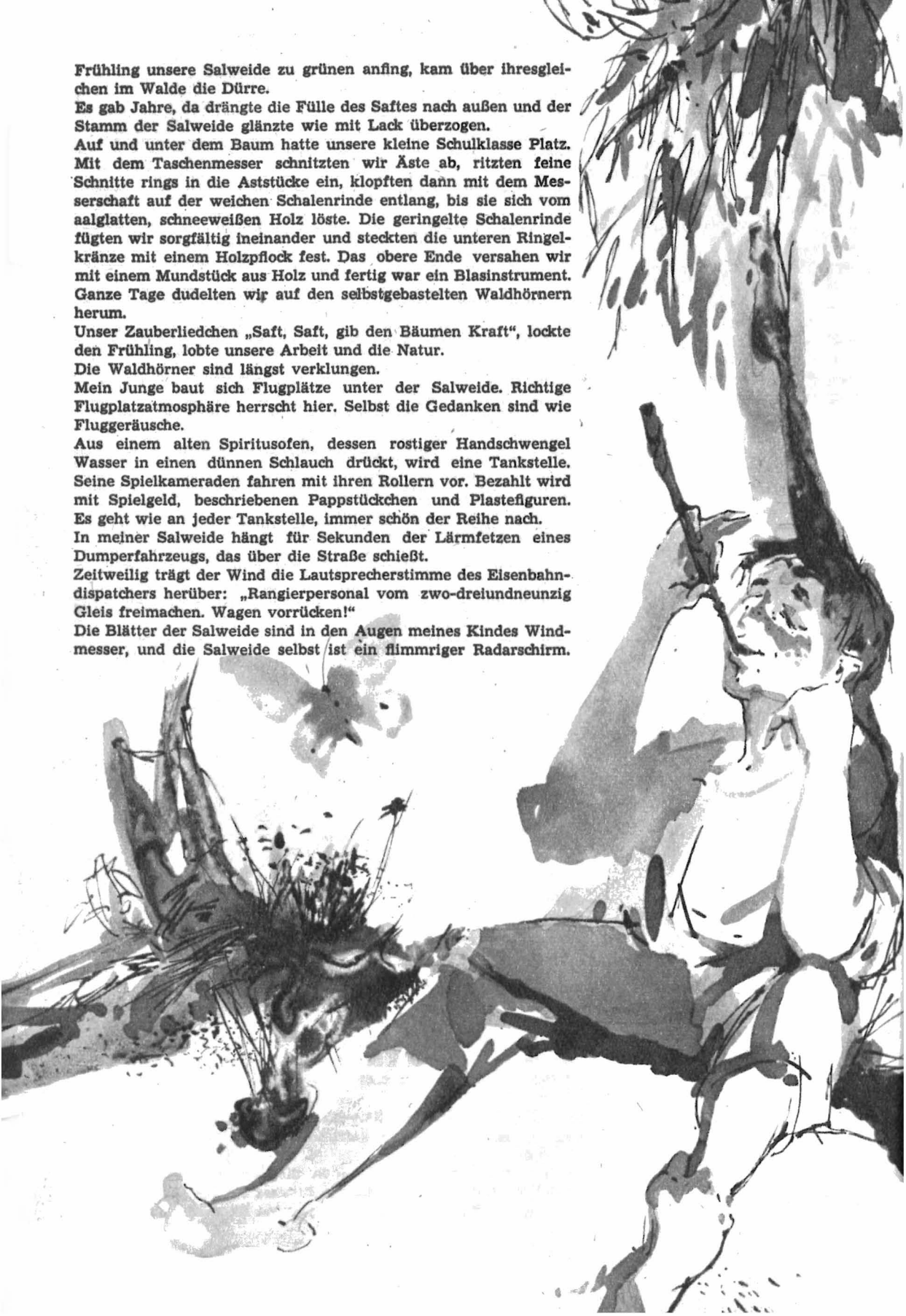
Mein Junge baut sich Flugplätze unter der Salweide. Richtige Flugplatzatmosphäre herrscht hier. Selbst die Gedanken sind wie Fluggeräusche.

Aus einem alten Spiritusofen, dessen rostiger Handschwengel Wasser in einen dünnen Schlauch drückt, wird eine Tankstelle. Seine Spielkameraden fahren mit ihren Rollern vor. Bezahlt wird mit Spielgeld, beschriebenen Pappstückchen und Plastefiguren. Es geht wie an jeder Tankstelle, immer schön der Reihe nach.

In meiner Salweide hängt für Sekunden der Lärmfetzen eines Dumperfahrzeugs, das über die Straße schießt.

Zeitweilig trägt der Wind die Lautsprecherstimme des Eisenbahndispatchers herüber: „Rangierpersonal vom zwo-dreiundneunzig Gleis freimachen. Wagen vorrücken!"

Die Blätter der Salweide sind in den Augen meines Kindes Windmesser, und die Salweide selbst ist ein flimmriger Radarschirm.



# Nur ein Elsterschrei

Heftig wehrten sich die Tannen, die seitlich vor meinem Fenster stehen, gegen den strengen Winter. Sie krochen aneinander mit ihren herabgezogenen Ästen. Unerbittlich stach der kalte Tod auf sie ein, und unerbittlich war ihre Abwehr.

Der Frost hat ihnen aber doch ins Mark gebissen. Rostbraun sind die Äste rings um den Stamm, doch an den Zweigspitzen leuchten maiengrüne Schübe.

Auf einem der rostbraunen Äste schrie gestern eine Elster. Das schackerte, klirrte und scherbte wie eine luftziehende Ziehharmonika, ein verstimmtes Instrument. Auf der Straße knatterte ein Traktor heran und vermanschte den Schrei.

Der Traktor brachte eine neue Vorstellung und der ursprüngliche Elsterschrei übertrug sich rasch in ein anderes Bild. Ich dachte an eine Scheibenegge, die über den steinigen Bergscheitel gezogen wird. Die Scheibe, die den Stein trifft, schrillt, während eine andere zur gleichen Zeit über einen anderen Stein mahlt und ein ziehendes, kreischendes Geräusch verursacht. Jedes Erdklümpchen, jede Wurzel fügt einen eigenen Vokalton hinzu. Das Tukkern des Traktors vergröbert den Rhythmus und färbt die Tonfolge, stumpft das Grelle, scheckt das Helle.

Konfuser Elsternschrei. Zerquetschte Ziehharmonika. Sie rezipierten auch meine Erkenntnis: Wer's nicht gleich packt, und wer's nicht sofort erfaßt, darf den kleinen Gegenstand immer noch als Wegweiser benutzen.

Ich schleppe schon ganze Landschaften mit mir herum, Berge auf meinen Schultern, Wälder in meinem Haar, Flüsse in den Adern, Wiesen an meinen Füßen und im Auge die spiegelnde See.

Was mir zu schwer wird, werfe ich nicht ab. Ich suche es erträglich für mich und verträglich für andere zu ändern.

Ich muß daran denken, derweil ich wieder mit einem Feldstecher in den Pappeln nach den Nestern der Eltern suche. Ein Zug kommt angerollt. Er fährt schnell am Glas vorüber. Der Bahndamm schiebt sich rückwärts. Die roten Ziegeldächer des Nachbardorfes, die der Zug verdeckte, leuchten wieder.

Ich suche nach dem steinernen und artig aussehenden Kirchtürmchen. Wie eine Speerspitze schob es sich über die Dächer hinaus. Hat es der gestrige Gewitterwind mit fortgenommen, oder das neue Gasturbinenwerk verschluckt?

Ein Abziehbildchen der Geschichte, klebt es an einem der hohen Zwillingsschornsteine. In der Zeitung las ich, das drittgrößte Gasturbinenwerk Europas wird in G. entstehen. Die feuchten Wiesen, auf denen der Bau wächst, setzten die Fundamente der ursprünglich geplanten RAW-Kesselschmiede unter Wasser. Das Bauen wurde eingestellt. Aus dem Fundament sprießten die Verstärkungen des Eisenbetons. Das Material für die Kesselschmiede blieb liegen. Ein Röhrengebirge! Der Bauplatz sah jahrelang wie ein Polterabend am St. Nimmerleinstag aus. Dann wurde das Gebirge abgetragen und der Wiese das triefende Kleidchen ausgezogen.

Das Werk wächst und zwingt wahrgenommen zu werden. Es hat genügend Platz im Werratal. Den Rauch fressen die Wälder und die Kraft der Turbinen wird uns nützlich sein.

Die runden Wolkendampfer lenken meinen Blick weiter hinaus. Die neue Umgebung möchte sich auch durch mich bestätigt und erinnert sehen.

An Hoyerswerda zieht mein Feldstecher vorbei, an Schwedt, Leuna zwei ... eine lebenshungrige Sehnsucht. Sie wird heute so konkret wahrgenommen wie das Brot, das wir essen. Aus meinen Empfindungen heraus wachsen ihr hundert Verbindungen, die sich im Alltäglichen scheinbar nur als beiläufig oder völlig unbedeutend erweisen. Gewichtlose Dinge, die wir angesichts solcher gewaltiger Industrielandschaften der Lächerlichkeit preisgeben.

(„Die Strohhalmflöte", woraus wir Auszüge druckten, erscheint demnächst im Mitteldeutschen Verlag)

N. L.: Juliette Greco –
Ich bin wie ich bin,
so lautet der Titel eines Ihrer Lieder,
und Sie selbst gebrauchen diese Zeile
häufig als Widmung für Ihre Verehrer –
Sie sind wie Sie sind,
und wie sind Sie, Madam?
J. G.: (lächelt und schweigt)
N. L.: Also gut, fangen wir anders an.
Was sind-Sie?
J. G.: Chansonsängerin,
vordem Telefonistin in der Rue Richelieu,
in einem Geschäft,
dessen Chef ich bis heute
einige Franken schulde,
die er verschmerzen muß,
38 Jahre, geborene Korsin.

Je suis comme je suis!

Greco

EIN INTERVIEW, DAS ERFUNDEN WURDE

Ich habe Filme gemacht,
habe in einem halben Dutzend Kabaretts
gesungen und arbeite in der „rose
rouge", der roten Rose,
einem Kabarett
auf dem linken Seine-Ufer, das heißt,
wenn ich nicht
auf Gastspielreisen bin.
N. L.: Man hat Sie
die „schwarze Sonne" genannt,
soleil noir, man hat über Sie geschrieben,
Sie seien „eine Sphinx
und doch so weiblich",
man hat Ihre Mimik und Gestik gerühmt,
das Spiel Ihrer Hände,
es gibt ein paar Klatschgeschichten,
die uns indessen wenig interessieren.
Was hat das zu bedeuten?
J. G.: (wird lebhaft) Ich weiß,
was Sie meinen, Monsieur.
Ich will versuchen,
es Ihnen zu erklären.
Schwarze Kleider stehen mir.
Sie unterstreichen meinen Typ,
glaube ich,
sie unterstützen,
was ich ausdrücken will,
außerdem haben sie den Riesenvorteil,
daß sie Gesicht und Hände
wirksam hervorheben,
und das sind meine Requisiten,
damit arbeite ich.

Schwarze Sonne?
Können Sonnen schwarz sein?
Ich habe noch keine gesehen,
aber es klingt nach Poesie.
Sphinx? (sie hebt die Hände).
Denken Sie, was Sie wollen.
Sphinxen sind Fabelgeschöpfe,
soweit mir erinnerlich,
bestenfalls sind sie aus Stein.
Vor allem –
Sphinxen bekommen keine Töchter.
Ich habe eine.
Außerdem sind Sphinxen wohl das
Symbol des rätselhaften.
Wie es beliebt, Monsieur.
Jeder tötet die Laus auf seine Weise,
sagt man bei uns.
N. L.: Bleiben wir einmal dabei, Madam.
In einem westdeutschen Programmheft
steht beispielsweise,
‚der Jubel um sie hatte alle Akzente
einer kollektiven Hingegebenheit'.
J. G.: Dieser Dichter
meint wahrscheinlich,
wenn ich ihn richtig verstehe,
daß die Leute meine Lieder mögen,
daß sie ihnen gefallen haben.
Das liegt vollkommen in meiner Absicht.
Das ist erarbeitet.
N. L.: In diesem Programmheft
heißt es weiter ‚. . . diese Frau,
die in ihrem alles verhüllenden langen
und schwarzen, klösterlichen
Büßergewand doch bis fast
unter die Haut ausgezogen zu sein
scheint, die sich auf der Bühne
wie eine nackte Genoveva einem aus
gierigen Wölfen bestehenden
Publikum ausliefert,
und doch jeden einzelnen
mit Strahlen schwarzen Lichts einer
mehr engelgleichen Persönlichkeit
auf seinen Platz festbannt',
selbst das Zitieren macht schon Mühe.
Demnach sind Sie eine nackte Genoveva
in einem Büßergewand,
was ja ein Widerspruch ist.
Ihr Publikum sind gierige Wölfe,
die Sie auf ihren Plätzen festbannen,
allein deshalb, weil Sie
auf der anderen Seite eine Art
Engel sind.
Was wollen Sie dazu sagen?
J. G.: (hebt bedauernd die Schultern)
Le style – c'est l'homme,
sagen meine Landsleute.
Ich kann Ihre Frage nicht beantworten.
Ich verstehe nicht, was Sie meinen.
Ich bin Künstlerin, und ich arbeite
in einem schwierigen Fach.
Ich stehe stundenlang
allein auf der Bühne, und muß mir
selber helfen.
Dazu bedarf es besonderer gestischer
und mimischer Mittel,
einstudierte und erprobte Möglichkeiten,
dem Publikum immer wieder
neu zu erscheinen.
Was das Publikum betrifft,
intelligentes und
aufgeschlossenes Publikum schätze ich
über alles,
ein Publikum, das angeregt,
vergnügt und nachdenklich wird,
ein Zwiegespräch,
wenn Sie so wollen.
Voila.
N. L.: Ins Deutsche übertragen,
kann man so zusammenfassen:
Sie lieben schwarze Kleider,
weil das Ihren künstlerischen Absichten
entgegenkommt.
Ihr Publikum verhält sich
gewöhnlich still während Ihres Vortrages,
und Sie setzen alle Mittel ein,
um Ihrem Publikum das Vergnügen
zu erhalten und es
womöglich mit dem Gefühl zu entlassen,
den Abend nicht vertan zu haben.
Kann man das so sagen?
J. G.: Sie lieben die Kürze, Monsieur,
wie ich sehe,
aber vielleicht trifft das am ehesten
den Sinn meiner Arbeit.

Fotos: Klaus D. Schwarz

N. L.: Juliette Greco –
Sie haben in vier Erdteilen gesungen.
Die Zahl Ihrer Bewunderer erscheint
in keiner Statistik,
seit kurzem zählen auch wir dazu.
Wir danken Ihnen für dieses Gespräch,
je vous remerci und –
wann dürfen wir Sie wieder
als Gast bei uns begrüßen?
J. G.: (– – – – –)
N. L.: Bon soir, Madam Greco.

FORTSETZUNG VON SEITE 8

# Die Lehrerin

EINE GESCHICHTE
AUS DEM KOLUMBIEN
UNSERER TAGE

danken dir, Lehrerin. Du hast es gut gemeint. Hast unsere Kinder lesen und schreiben gelehrt; brachtest ihnen das Lachen bei und sprachst auch zu uns Alten wie zu Menschen. Wir danken dir! Aber der Bergwind duldet kein Lachen auf seinen Hängen; er haßt das menschliche Glück. Du siehst es! Er wird unser Dorf strafen.

Sie werden kommen und uns in ihre Bergwerke zwingen, einige von uns werden sie erschießen. Du hast es gut gemeint. Nun aber geh zurück ins Tal, eh sie dich finden! Geh und lehr denen das Glück, die es genießen dürfen!"

„Nein!" schrie plötzlich die Lehrerin und warf ihren Poncho auf die Erde. Noch keiner hatte sie zornig gesehen. „Nein!" schrie sie und stampfte mit ihren kleinen Füßen auf den leuchtend bunten Poncho. „Was seid ihr feige und stumpf! Wollt und wollt ihr denn nicht lernen, euch selbst zu wehren? Warum verzagt ihr, noch ehe der Kampf begonnen hat?"

Sie sah sich wild um. Der Motorenlärm schwoll langsam an. Da fiel ihr Blick auf den Lastwagen am Rande des Dorfes. Im nächsten Augenblick war sie bei ihm, sprang auf das offene Verdeck. Sie schraubte die Verschlüsse einiger Benzinfässer locker und schleppte eine Munitionskiste, auf die bereits Benzin ausgeflossen war, in die Fahrerkabine. Der Motor lief noch. Sie setzte sich hinter das Steuer, ließ die Maschine aufheulen; ihre kleine Hand umklammerte den Schalthebel. Christos war ihr nachgelaufen. Im halben Wissen um etwas Unausweichlich Furchtbares hatte er ihr an den Fässern geholfen. Jetzt sprang er auf das Trittbrett und legte seine Hand auf die der Lehrerin: „Was – was willst du tun?" stammelte er. Die Lehrerin blickte ihm ins Gesicht. Ruhig tauchten ihre schwarzen Augen in die seinen.

Sie zog aus ihrer Bluse ein zusammengefaltetes weißes Papier und ein schmales Stück leuchtendroten Karton. „Gib diese Schneiderrechnung für meinen Poncho den Alten! Lies sie ihnen vor und sage, das sei das regierungsamtliche Beglaubigungsschreiben, das sie damals so umständlich geprüft haben. Sie mögen mir verzeihen! Nicht die Regierung schickt mich, sondern Menschen wie ihr und ich, Brüder, die nicht länger mit ansehen konnten, wie ihr leidet.

– Ja, ich bin Kommunistin! Hier, mein Ausweis, Christos! Nimm ihn an dich. Wenn er dich versengt, so gibt ihn den Leuten aus Marquetalia zurück, wenn er dich durchglüht – so behalt ihn für dich!"

Sie küßte ihn unvermittelt auf den Mund, stieß ihn jedoch im selben Augenblick vor die Brust, daß er rückwärts vom Trittbrett taumelte – schaltete und fuhr los.

An der Steilkehre tauchte gerade der Kühler des ersten Lastwagens auf. Langsam schob er sich um die Felswand. Die Räder mahlten auf der anderen Seite hart am Abgrund zur Talschlucht.

Mit schnell zunehmender Geschwindigkeit fuhr der Lastwagen der Lehrerin auf ihn zu, eine schwarze Benzinspur hinter sich herziehend. Noch 150 Meter! Noch 100 – 50!

Der nächste Wagen bog um die Kehre. Der Fahrer im ersten versuchte dem rasend entgegenkommenden Wagen auszuweichen. Das linke Vorderrad hing frei über der Schlucht – da stießen sie auch schon zusammen. Beide Wagen wurden gegen die Felswand geschleudert und von da zurück auf das dahinterfahrende Fahrzeug. Es krachte ohrenbetäubend. Im nächsten Augenblick schoß eine Feuersäule hoch empor.

Dreihundert Meter unterhalb des Dorfes war die Strafaktion der Regierungstruppen beendet noch ehe sie begonnen hatte!

Heftige Explosionen sprengten Gesteinsmassen aus der überhängenden Felswand und begruben die Reste der zwei Wagen unter sich. Die beiden anderen wurden zweihundert Meter tief in die Schlucht hinabgeschleudert, wo sie ausbrannten, der Weg zum Dorf war versperrt. Die Ketschua kamen langsam heran und starrten in die Glut. Sie sahen einander nicht an. Einer sagte: Wir werden ihr Feuer nehmen und mit unseren Händen ringsum auf die Berge tragen!

*Horst Michel*

---

1 Bergindianerin in den hohen Gebirgslagen Boliviens

2 Dicker Überwurf mit nur einer Öffnung für den Kopf

3 Seit Jahren besteht auf dem Papier auch in Bolivien die allgemeine Schulpflicht

4 Die Hütten der Ketschuas kannten keine Fenster – nicht mal einen Rauchabzug

5 Zinnmilliardär; Besitzer fast des ganzen Landes in Bolivien und der meisten Zinngruben der Welt; einer der fünf reichsten Männer der Welt

6+7 Koka und Chicha sind rauschartige Genußmittel; Koka wird gekaut und Chicha (vergorener Maisbrei) getrunken; man spricht von der Volkspest Ch. und K.

8 Haziendeiros; die Latifundienbesitzer halten sich ganze Banden, um ihre Bauern niederzuhalten

9 Bergregion, in der sich die Bauern gegen Willkürakte der Latifundienbesitzer als erste zur Wehr setzten, sie führen jetzt einen organisierten Kampf auf Partisanenebene (man spricht auch von der Bauernrepublik M.)

# INFORMATION

Sicher ist es Ihnen auch schon so gegangen. Sie wollen ein bestimmtes Buch kaufen und hören „leider vergriffen".
Wir möchten Ihnen einige Titel nennen, die als Nachauflagen vor kurzem erschienen sind bzw. noch erscheinen werden:

**Aufbau-Verlag**
Lion Feuchtwanger, Die häßliche Herzogin Margarete Maultasch; Jud Süß. Zwei Romane, 784 Seiten, Ganzleinen, 13,50 MDN — Leonhard Frank, Die Jünger Jesu. Roman, 322 Seiten, Ganzleinen, 7,50 MDN — Erwin Strittmatter, Ole Bienkopp. Roman, 428 Seiten, Ganzleinen, 8,10 MDN.

**Eulenspiegel Verlag**
3 Bände Wilhelm Busch, Dieses war der erste Streich; Eins-zwei-drei im Sauseschritt; Summa summarum. Jeder Band 356 Seiten, Ganzleinen mit Schutzumschlag, je 23,50 MDN.

**Verlag Volk und Welt, Kultur und Fortschritt**
Victor Hugo, Die Elenden. Roman aus dem Französischen von Paul Wiegler, 1008 Seiten, Ganzleinen, 17.20 MDN — Elmer Rice, Menschen am Broadway. Roman aus dem Amerikanischen von Richard Kleineibst, 544 Seiten, Ganzleinen, 12,40 MDN — Konstantin Simonow, Die Lebenden und die Toten. Roman aus dem Russischen von Corrinna und Gottfried Wojtek, etwa 480 Seiten, Ganzleinen, 9,80 MDN.

**Verlag Neues Leben**
Hans-Joachim Hoffmann, Peter G. Klemm, Ein offenes Wort. Ein Buch über die Liebe, 324 Seiten mit 38 Abbildungen, Halbleinen, 6,50 MDN — Abenteuer aus aller Welt. Herausgegeben von Edwin Orthmann. 500 Seiten, Ganzleinen, 7,50 MDN, Illustriert von Werner Klemke — Carlos Rasch, Asteroidenjäger. Wissenschaftlich-phantastische Erzählung. Illustriert von Hans Räde, 200 Seiten, Halbleinen, 5,20 MDN.

**Mitteldeutscher Verlag**
Bruno Apitz, Nackt unter Wölfen. Roman, 488 Seiten, Ganzleinen, 6,50 MDN — Joachim Kupsch, Eine Sommerabenddreistigkeit. 256 Seiten, Ganzleinen, 4,80 MDN, illustriert. Nach diesem Buch wurde der Film „Mir nach, Canaillen" gedreht.

**Verlag der Nation**
Rudolf Petershagen, Gewissen in Aufruhr. 336 Seiten mit 16 Abbildungen, Leinen, 8,90 MDN — Ernst Keienburg, Der Mann, der Abd el Kerim hieß. Ein Forscherleben in Wüste und Wildnis. Mit 39 Illustrationen von Heinz Handschick, 428 Seiten, Leinen, 9,30 MDN.

**Rütten und Loening**
Der verliebte Teufel. Französische Erzählungen des 18. Jahrhunderts. Herausgegeben von Werner Krauss, 416 Seiten, Ganzleinen, 9,20 MDN — O. Henry, Unschuldsengel vom Broadway. Herausgegeben und mit einem Nachwort versehen von Wolfgang Kreiter. Aus dem Amerikanischen übersetzt von Christine Hoeppener, 424 Seiten, Ganzleinen, 8,90 MDN.

**Militärverlag**
Heinz Kruschel, Das Mädchen Ann und der Soldat. 244 Seiten, Illustrationen von Rudolf Grapentin, Ganzleinen mit Schutzumschlag, 6,50 MDN.

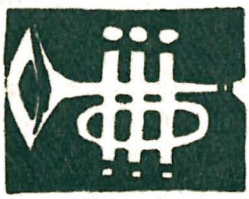
**Verlag Das Neue Berlin**
Jiri Brabenec/Zdenek Vesely, Gestrandet bei der Sonne Epsilon. Utopischer Roman, 448 Seiten, Halbleinen mit Schutzumschlag. Illustrationen von Lothar Wulsch, 7,80 MDN.

**Greifenverlag**
Giovanni Boccaccio, Das Dekameron. 540 Seiten, mit 77 Illustrationen von Walter Nauer, Leinen, 9,80 MDN.

**Entlassung auf Bewährung, DDR**
Konrad Schenk hat mit seinem Motorrad schweres Unheil angerichtet. Seine Schuld muß er im Gefängnis verbüßen. Nach seiner Entlassung findet er Arbeit in einer Großdruckerei. Auch mit Ute scheint es sich wieder einzurenken. Doch eines Tages wird aus einem Garderobenschrank eine Brieftasche gestohlen. Conny leidet unter dem Verdacht, der Täter zu sein. Wird er daran verzweifeln? Was muß er „durchmachen", um zum Leben zurückzufinden?

**12 Uhr mittags, USA**
Sheriff Kane hat gerade, von den Einwohnern umjubelt, geheiratet. Da kommt die Nachricht, daß Frank Miller, den Kane vor Jahren wegen Mordes hinter Schloß und Riegel gebracht hat, begnadigt ist und sich auf dem Wege in die Kleinstadt befindet.
Was soll Kane tun? Wird es zu einer Begegnung kommen? Wie wird sie ausgehen?

**Weitere Filme im Juni:**
Der Pfirsichdieb, Bulgarien; Flipper, USA; Bushido (Schwert der Gehorsamkeit), Japan; Der Schatz von Vadul Vechi, Rumänien; Unschuldig geächtet, Frankreich/Italien; Entscheidung am Tatarenhügel, UdSSR; Der Mann, der einen Mord vergaß, England; Die 13. Frau, VAR.



Im Juni will uns Amiga mit einem weiteren Sänger-Porträt erfreuen. Caterina Valente singt unter dem Titel „Bonjour Kathrin" 16 ihrer bekanntesten Schlager. Hoffen wir, daß diese Platte trotz eines gewissen Alters der gebotenen Schlager ihre Anhänger findet.

Unbedingt ein Reißer verspricht „Traditional Jazz-Studio Nr. 1" zu werden. Mit Ruth Hohmann, Manfred Krug, Günter Gollasch, Günter Hörig und den Jazz-Optimisten dürften unsere profiliertesten Jazz-Interpreten vertreten sein.

Opernfluidum im Heim. Eterna bietet eine Gesamtaufnahme von Verdis „Nabucco" in italienischer Sprache. Die Kassette enthält zwei Platten und erscheint im Juni.

Aubrey Pankey, Neger-Bariton aus den USA, produzierte eine Platte mit 22 Negro-Spirituals. Einige Titel: „Nobody knows the trouble I've seen; Swing low, sweet chariot; Hammer song; Sometimes I feel like a motherless child.

Die Stimme von Georgi Dimitroff hielt Litera auf einer Platte über den Reichstagsbrandprozeß fest. Der „Held von Leipzig entlarvt die Nazis mitsamt ihrer bis dahin größten Provokation in der deutschen Geschichte.

## DAS LETZTE

Lothar Fischer (Westdeutschland)
Romeo und Julia 1963

# INFORMATION

**ausgesprochen von**
**Georg Christoph Lichtenberg**

Der Umgang mit vernünftigen Leuten ist deswegen jedermann so sehr anzuraten, weil ein Dummkopf auf diese Art durch Nachahmen klug handeln lernen kann, denn die größten Dummköpfe können nachahmen, selbst die Affen, Pudelhunde und Elefanten können es.

**passiert**

**Im Juni 1790** überreichte der Leinentuchmacher und Bildweber Caspar Bewer aus Soest in Westfalen der Akademie der Wissenschaften zu Berlin eine Probe eines „Hemdes ohne Naht". Dabei bat er, bei Billigung seiner Erfindung um vertrauliche Behandlung, da er „dadurch vielen Verleumdungen ausgesetzt werden würde, indem hier der Hauptsächliche Grund Satz ist, alles beim alten zu lassen".

Die Arbeit Bewers fand als Kunstprodukt den allgemeinen Beifall der Sachverständigen, ihrer Anwendung für die Praxis wurde aber nicht stattgegeben. Offensichtlich herrschte damals auch in Berlin der Grundsatz, lieber alles beim alten zu lassen.

**Um** einen Halbleiterlaser hat der VEB Carl Zeiss Jena sein Produktionsprogramm von Lasergeräten erweitert. Der Laser arbeitet bei einer Unterkühlung auf minus 196 °C.

**Auf** drei Hundertstel Millimeter werden die Dimensionen der verschweißbaren Werkstücke verringert. Im Zentralinstitut für Schweißtechnik in Halle wurden die ersten Schweißversuche mit Laserstrahlen erfolgreich durchgeführt.

**Bei** der Gefriertrocknung werden Lebensmittel unter besonders schonenden Bedingungen konserviert, die ihnen das Wasser praktisch vollständig entziehen. Das Institut für Ernährung in Potsdam-Rehbrücke führt entsprechende Untersuchungen durch.

**Eine** hohe Zugkraft auch bei langsameren Umdrehungen von Zahnbohrmaschinen gestattet eine neue elektronische Drehzahlregelung des VEB Dentaltechnik Potsdam.

**Vielstellige** Telefonnummern lassen sich mit dem automatischen Nummerngeber ANG 66 vom VEB Stern-Radio Rochlitz jetzt ohne Mühe schneller wählen. In das Gerät können maximal 10 sechzehnstellige und 20 achtstellige Rufnummern eingespeichert werden.

**Ein** neu entstehendes Gewächshauskombinat, das Eisenhüttenstadt und Frankfurt (Oder) ab 1968 jährlich mit 320 Tonnen Treib- und Frischgemüse versorgen soll, wird mit freier Abwärme vom Kraftwerk Finkenheerd geheizt.

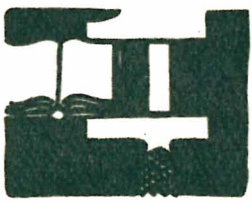
**In** 27 modernen Laboratorien des ersten Expeditionsschiffes, das auf der Wismarer Mathias-Thesen-Werft vom Stapel lief, finden 81 Wissenschaftler ideale Arbeitsmöglichkeiten. Das Schiff ist 124 Meter lang und wird für den Export in die Sowjetunion gebaut.

**Luftschiffe** als Sanatorien oder für andere Zwecke in der Medizin und der Volkswirtschaft sollten nach Erwägungen einer Beratung in Nowosibirsk eingesetzt werden. Die Sanatorien sind für Patienten gedacht, die reine Höhenluft für ihre Genesung brauchen.

**Einen** automatischen Traktor haben die Wolgograder Traktorenwerker als Versuchsmuster gebaut. Er entwickelt eine Geschwindigkeit bis zu 10,7 km/h.

**Ein** Riesenkessel von 107 Meter Höhe, der einem 25-stöckigen Hochhaus gleicht, wird gegenwärtig im Kraftwerk Frimmersdorf der Rheinisch-Westfälischen Elektrizitätswerke gebaut. Mit seinen drei Brüdern, die im gleichen Kraftwerk vorgesehen sind, sprengt er alle herkömmlichen Vorstellungen von einer Kraftwerksanlage.

**Plastfolien** verdrängen das teure Papier mehr und mehr. Das neueste Anwendungsgebiet sind Kohleblätter, bei denen eine Polyesterfolie mit einer Festigkeit, die einem Drittel der Festigkeit von Stahl entspricht, als Farbträger verwendet wird.



**entdeckt**

**Von verschiedenen Organismen** stammende Zellen können unter dem Einfluß von Viren miteinander verschmelzen. Über diese aufsehenerregende Entdeckung berichteten kürzlich die beiden britischen Mediziner Prof. Henry Harris und Dr. Watkins. Wenn diese Methode für den Organismus gefahrlos bleibt, können sich daraus für die Menschheit wertvolle Konsequenzen in Form von neuen Transplantationsmethoden ergeben.

**nachgeschlagen**

**Die Faseroptik** beweist, daß Licht nicht nur wie bisher auf geraden Wegen übertragen werden kann. Dünne Glasfasern leiten es auch durch beliebige Krümmungen. Fällt ein Lichtstrahl von innen auf die Mantelfläche eines dünnen, glatten Glasstabes, dann wird dieser Lichtstrahl totalreflektiert, sofern sein Einfallswinkel einen bestimmten Grenzwinkel überschreitet. In diesem Fall ist der Lichtstrahl im Glasstab gefangen und folgt dessen Verlauf bis zum Ende, wo er wieder austreten kann. Ganze Bündel feinster Glasfasern gestatten die Anwendung dieser Erkenntnis in der Medizin, der Kybernetik, der optischen Meßtechnik, der Spektroskopie und auf anderen Gebieten.

Jobst Rapp

## SOMMER – ZELTE UND GEFUHLE

*Sie: 62 waren wir mit dem Zelt in Bansin.*
*Er: Hmmm.*
*Sie: 63 mit dem Zelt in Binz.*
*Er: Hmmm.*
*Sie: 64 in Ahlbeck – – –*
*Er: – – – ja doch, und 65 sind wir*
*mit dem Zelt in Prerow. Na und?*
*Sie: Ich hielt es für eine hübsche Abwechslung,*
*wenn Du mir 66*
*eine W o h n u n g zu Hause anbieten würdest.*

---

*Er: Vater sagt, jeder Mensch muß im Leben*
*seinen Platz finden.*
*Sie: Na, 'n Zeltplatz haben wir ja schon, Kater.*

---

*Sie: Meine Schwester schreibt, sie will heiraten.*
*Er: Hab' ich ja Glück gehabt,*
*daß ich mit Dir verreist bin, was?*

---

*Sie: Bei Dir zu Hause sind die Eltern,*
*bei mir ist die Tante.*
*Er: Und hier ist die Lagerpolizei.*
*Sie: 'ne Rakete hättest Du wohl nicht zufällig?*

---

*Frisch gezeltet, ist halb erholt!*

---

*Wer andern seinen Zeltplatz zeigt,*
*ist selbst dran schuld!*

---

*Eine Kofferheule macht noch keinen Urlaub.*

---

*Die Konservendose fällt (leider) nicht weit vom Zelt.*

---

*Wer den Roller hat,*
*braucht für die Sozia nicht zu sorgen.*

---

*Wer zuerst kommt, baut zuerst.*

---

*Ein Zelt am Strand ist besser*
*als ein Hotel in Aussicht.*

---

## MEDIZINISCHES RÄTSEL

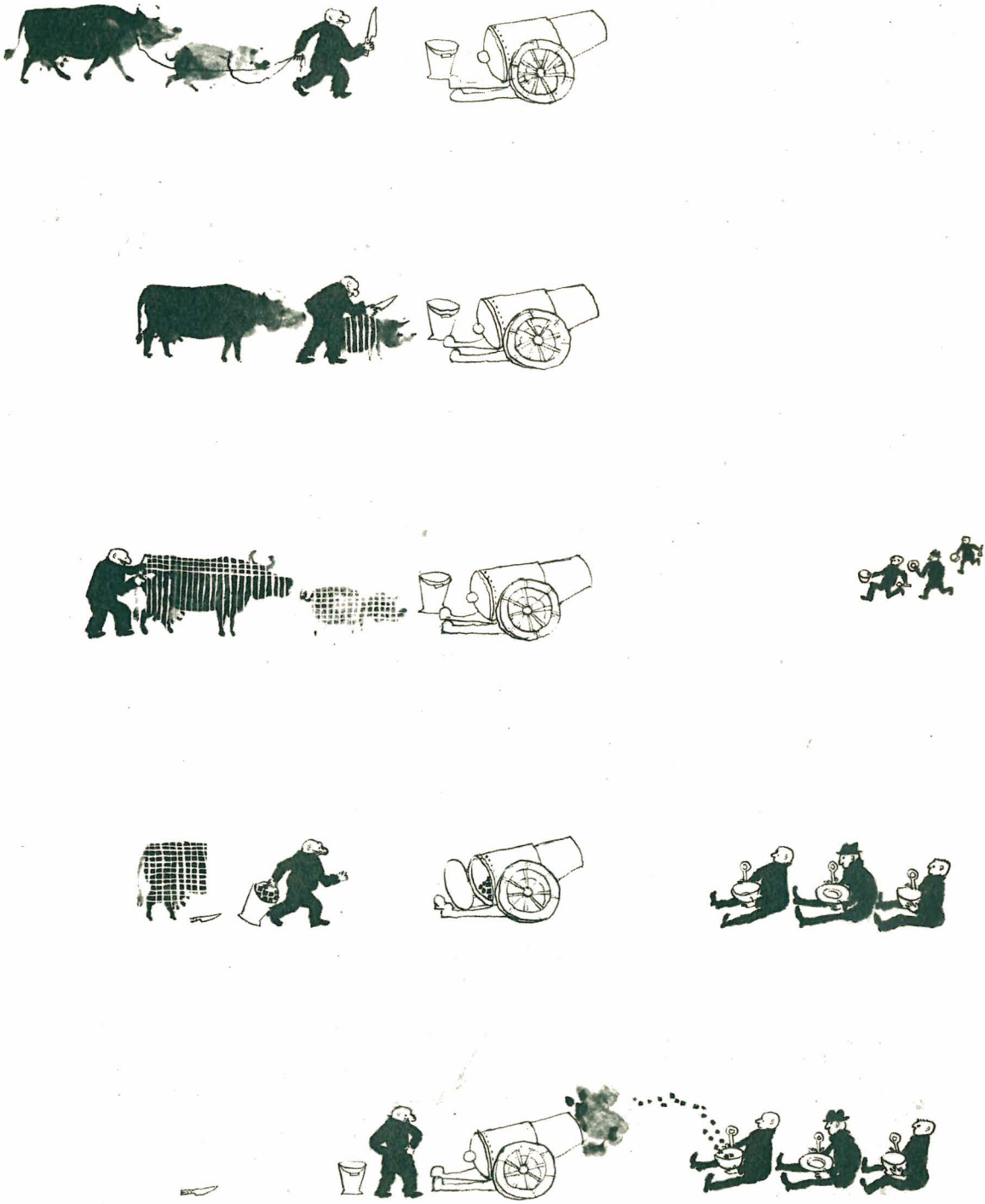
*Sie hatte mit ihm gezeltet.*
*Es war damals ziemlich frisch.*
*Sie hatten sich beide erkältet,*
*Doch das war der kleinste Fisch.*
*Die Eltern, sie haben's erfahren*
*– den Schweiß von der Stirn sich getupft –*
*Und obwohl sie zu Hause stets waren,*
*Zeigten auch sie sich verschnupft!!*

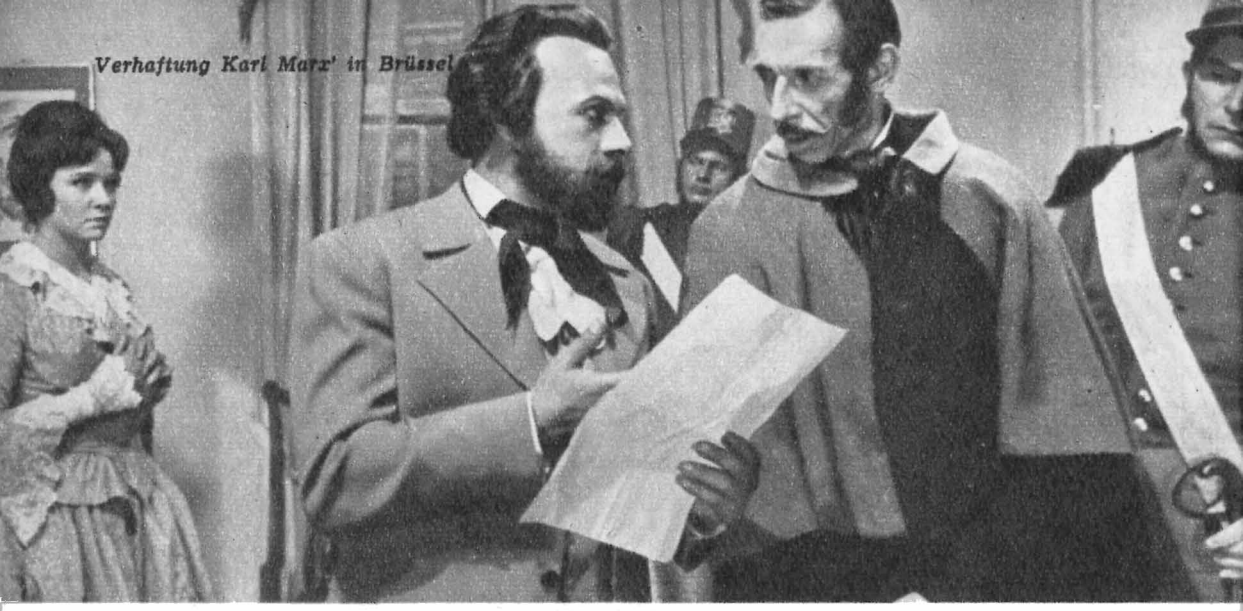
---

Jean Marais feierte vor 25 Jahren seinen ersten Erfolg in dem Film „Schreckenseltern". 1945 erregte er von neuem großes Aufsehen in „Die ewige Wiederkehr". Mit der dritten Periode seines Schaffens ist sein Aufstieg zum Ritter ohne Furcht und Tadel besiegelt. (Le Capitan, Der Graf von Monte Christo.) Jean Marais versucht, dieser Masche des öfteren zu entrinnen, z. B. in „Fantomas". In diesem Film verkörpert er einen rätselhaften Banditen und auch Fandor, den Journalisten, der das Verbrechen bekämpft. In diesem Jahr wird er fürs Theater „Teufelsschüler" von B. Shaw inszenieren und die Ausstattung übernehmen.

# DIE GULASCH-KANONE

VON KARLHEINZ APPELMANN





*Verhaftung Karl Marx' in Brüssel*

Wir trafen uns ganz überraschend. Ich wußte zwar, daß in diesen Tagen Teile des Karl-Marx-Filmes in der DDR gedreht wurden, ich wußte auch, daß sich in Halle eine große Gruppe sowjetischer Filmschaffender mit dem bekannten Regisseur Grigori Roschal aufhielt, daß aber Karl Marx von meinem alten Schulfreund Igor Kwanka dargestellt wird – das wußte ich nicht! Ich sah ihn auf einer Pressekonferenz und dachte, er würde mich nicht erkennen. Hatten wir uns doch seit 14 Jahren nicht gesehen! Da trafen sich unsere Blicke, Igor lächelte mir zu, winkte: „Sehen wir uns am Abend wieder?" Ich stimmte zu. An diesem Abend aber kamen wir nicht zum Gespräch, und am nächsten auch nicht. Die Aufnahmegruppe verkürzte ihre Zeit derartig, daß keiner der Beteiligten ein paar freie Stunden hatte. Tagsüber Aufnahmen, abends Besprechun-

*Regisseur Grigori Roschal (mit Sonnenbrille) bei den Dreharbeiten. Hier wird eine Szene vorbereitet, die in der Druckerei der „Neuen Rheinischen Zeitung" spielt*

*Karl Marx erfährt von der Niederlage des Juni-Aufstandes*

# KARL MARX IN HALLE

gen des Arbeitsplanes für den nächsten Tag, Proben, Erörterung tausender unerwartet auftauchender Fragen. Während ich darauf wartete, daß mein Freund für mich Zeit fand, sprach ich mit verschiedenen Mitgliedern der Aufnahmegruppe und erfuhr viel Interessantes über das Filmvorhaben.

Grigori Roschal ist auch Autor und Regisseur der Filmtrilogie „Der Leidensweg" nach Alexej Tolstoi. Außerdem hat er etwa 25 biographische Filme über russische Wissenschaftler, Schriftsteller, Maler und Komponisten gedreht. Doch den Film über Karl Marx hält er für seine schwierigste Arbeit. Ein Film kann das ganze Leben des Führers des Weltproletariats nicht umfassen. Deshalb hat sich Roschal vorgenommen, nur von einem kurzen Lebensabschnitt zu berichten, nämlich vom Februar 1848 bis zum Juli 1849. Dem Drehbuch liegt die auch dem deutschen Leser teilweise bekannte Marx-Trilogie von Galina Serebrjakowa (erster Teil: „Sturm der Gedanken", Kultur und Fortschritt 1964) zugrunde. Wollte Roschal anfangs nur einen Film über Marx schaffen, so hat er heute seine Pläne geändert: „Wenn der Film gelingt und gut aufgenommen wird, beginnen wir mit dem nächsten, der wahrscheinlich Marx' Londoner Zeit zum Gegenstand hat."

Ich fragte: „Warum wird der Film in der DDR und nicht in der Bundesrepublik, in Köln gedreht?" „Leider ist dort nichts vom ehemaligen Milieu übriggeblieben. Wir könnten ihn auch in unseren Städten, in Riga oder Tallinn mit ihren schmalen Straßen vom Ende des vorigen Jahrhunderts drehen. Aber nur hier, auf deutschem Boden, kann man den nationalen Charakter, besonders in den Massenszenen, beibehalten. Wir sind sehr dankbar für die freundschaftliche Unterstützung, die wir überall hier bekommen." Roschal lächelt. „Mit der DEFA haben wir einen für beide Seiten günstigen Vertrag: Sie hilft uns bei den Dreharbeiten zu ‚Karl Marx', Mosfilm hilft bei der Arbeit am Karl-Liebknecht-Film."

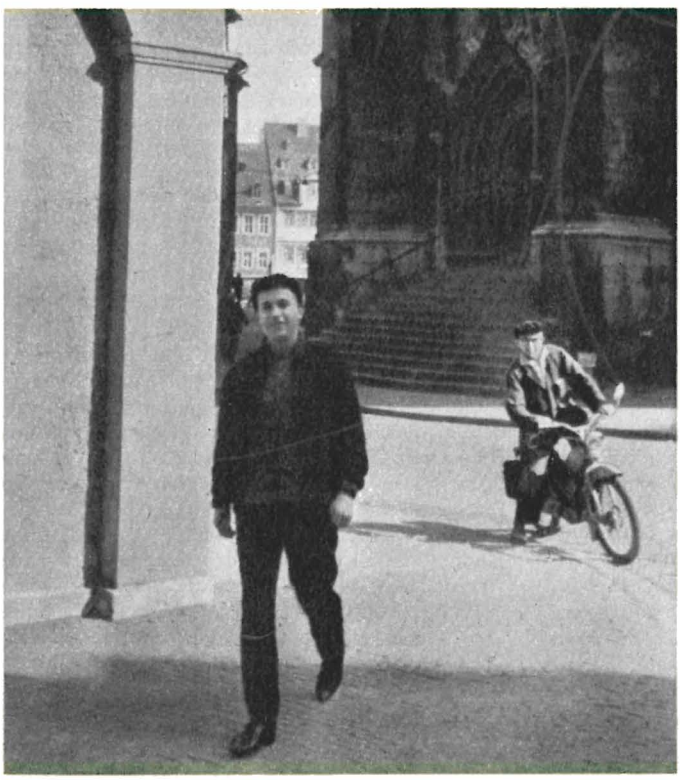
Endlich sagte mir Igor Kwanka eines Abends: „Na, anscheinend habe ich ein paar Stündchen frei. Wollen wir, Alter, durch Halle spazieren gehen? Das ist ein sehr sympathisches Städtchen, echt alt-europäisch! Diese schmalen Straßen . . .!" Es war schon dunkel. Wenn wir an Schaufenstern vorbeigingen, spiegelte sich Igor immer wieder im Glas. „Arme Maskenbildner! Sie müssen mich fast drei Stunden bearbeiten. Ich ähnele Marx doch gar nicht . . .!" Er schwieg lange, ich wußte, was ihn bewegte. Um eine wahrheitsgetreue Marx-Gestalt zu schaffen, genügt es bei weitem nicht, ihm nur äußerlich zu gleichen.

Während unsere Schritte in den nächtlichen Straßen hallten, vergegenwärtigte ich mir alles, was ich von Igor Kwanka wußte. Sein Vater war Chemiker. Schon als 12jähriger beschloß Igor, Schauspieler zu werden. Im Schultheater war er bald der führende Darsteller. Er besuchte auch das dramatische Laienstudio im Stadtpionierhaus. 1956 wurde in Moskau das neue Theaterstudio „Sowremennik" („Zeitgenosse") von Studenten der Theater-Hochschule gegründet. Das Programm lautete: Das Theater auf eine höhere Stufe heben, soviel wie möglich von unseren Zeitgenossen und natürlich in eigenem Stil berichten. Das Künstlertheater bot ihnen seine Kleinbühne an, und seit der ersten Aufführung war der Saal für 300 Zuschauer immer brechend voll. Jetzt hat das „Sowremennik" sein eigenes Gebäude im Zentrum Moskaus, auf dem Majakowski-Platz. Von den ersten 18 Bahnbrechern blieben nur wenige, unter ihnen Igor Kwanka.

Die übrigen haben nicht ausgehalten, denn es fiel schwer, am Tage zu studieren, am Abend zu proben und zu spielen, in der Nacht Kostüme und Dekorationen anzufertigen. Igor ist jetzt zu einem führenden Schauspieler und Regisseur geworden. Er bringt hauptsächlich Stücke über die sowjetische Jugend heraus.

Als ich mich an all das erinnerte, verstand ich, warum gerade Igor Kwanka für die Darstellung Karl Marx' ausgewählt worden war. In Moskau gibt es viele gute Schauspieler. Aber in Igors persönlichen Eigenschaften liegt etwas, ohne das die Gestalt von Marx undenkbar ist: Zielstrebigkeit, Beharrlichkeit, Vielfalt der Interessen und, was besonders wichtig ist, ein großes Gefühl für die Epoche und für die Gegenwart. Denn man kann die Gestalt des Proletarierführers nicht wiedergeben, wenn sich das Herz gleichgültig zu dem verhält, was die Welt gegenwärtig erlebt.

An diesem Abend gesellten sich zu uns zwei neue Bekannte Igors, die junge deutsche Journalistin Valeska Hill und ihr Gatte Peter, Schauspieler am Theater der Jungen Garde in Halle. Valeska war die einzige Journalistin, der es in diesen Tagen gelang, Igor Kwanka zu interviewen. Er hat es zwar nicht gern, wenn man über ihn schreibt, aber der charmanten jungen Frau konnte er nicht „nein" sagen. Dabei konnte er auch seine Deutschkenntnisse zeigen, auf die er so stolz ist. Zwanzig Wörter! Da es Valeska nur auf 12 russische Wörter brachte, mußte ich dolmetschen. Dafür bekam ich dann Valeska Hills liebenswürdige Erlaubnis, die nachstehenden Antworten Kwankas anzuführen:



Sie: Wer sind Ihre Lehrer im Theater gewesen?

Er: Gribow, Togerkow, Rajewski — alle von der alten Garde aus Stanislawskis Zeiten! Für den besten aber halte ich Oleg Jefremow, mit dem ich später das Glück hatte, das Theater „Sowremennik" zu gründen.

Sie: In welchen Stücken haben Sie mitgewirkt?

Er: Oh, das waren sehr viele! Z. B. spielte ich in der „5. Kolonne" von Hemingway den Max, dann in „Die Macht der Finsternis" von Leo Tolstoi, in „Zu guter Stunde" von Rosow, in „Blauvogel" von Maeterlinck. Das ist das beliebteste Theaterstück der kleinen Moskauer. Jedes Kind kennt es!

Sie: Hatten Sie glückliche Minuten im Leben?

Er: Ja, jede Minute auf der Bühne!

Sie: Auch tragische?

Er: Jeden Abend! Ich komme spät nach Hause, wenn mein Sohn schon schläft. Und ich kann ihm nicht erzählen, was ich Interessantes am Tage sah.

Sie: Was halten Sie von Ihrer neuen Rolle?

Igor seufzt: „Es fällt mir sehr schwer, Marx zu spielen. Das wird doch der erste Spielfilm auf der Welt über ihn. Und so, wie ich ihn darstelle, wird er in den Herzen vieler Menschen bleiben. Es ist nämlich sehr schwierig, den Denker Marx mit dem Menschen Marx in Einklang zu bringen. Hier darf es kein Falsch geben. Ich werde glücklich sein, wenn mir diese Rolle gelingt!"

*Igor Itzechowski*

*Igor Kwanka*
*ohne Karl-Marx-Bart in Halle*

Fotos: Archiv (3), Autor

# NAHERHOLUNG LEIPZIG

## SITUATION UND PERSPEKTIVE

Naherholung – das ist ein Begriff, den kein Lexikon näher erklärt, also versuchen wir es ohne.

Naherholung, das ist alles, was sich nach Feierabend, an Sonn- und Feiertagen zwischen „Filzlatschenkino" und Wald und Wasser, kurzum, in der Natur abspielt.

Der Berliner hat seine Seen und Wälder, die seine Stadt wie eine Perlenkette umschließen, der Dresdner sein Elbsandsteingebirge, der Rostocker seine Ostsee.

Wie sieht es in Leipzig aus, der Stadt, die eingekreist ist von der Kohle und den Werken der Chemieindustrie: Bitterfeld, Espenhain, Borna? Leipzig die Stadt des Chemieanlagenbaus, der Messen (mit 800jähriger Erfahrung) und der Buchdruckerkunst, hat Sorgen.

**Kann es seinen Bürgern genügend Erholungsmöglichkeiten bieten?**

In der Stadt selbst gibt es einige Erholungspunkte: den Zoo, das Gelände der Landwirtschaftsausstellung in Markkleeberg und Parks. Der beliebteste ist der

**Clara-Zetkin-Park**

Bei einem kurzen Rundgang an einem Sonnabendnachmittag im April trafen wir viele Besucher. Junge Vatis und Muttis entdeckten ihren Sprößlingen die ersten Blumen, unter fachkundiger Kritik vieler Zuschauer ließen Jungen pneumatisch gesteuerte Schiffsmodelle auf einem Teich schwimmen, die Bänke hielten Pärchen besetzt. Wir entdeckten eine Parkbühne, das Schachzentrum, eine Kegelbahn, Kinderspielplätze und ein nettes Parkrestaurant.
Auf einer kleinen Brücke trafen wir drei Mädchen und einen Jungen. Das Kofferradio hing am Geländer. „... mich hat noch keiner, nicht einer beim Twist geküßt ..."

„Wo naherholt ihr euch im Sommer?" fragten wir.

Verständnislose Blicke. Wir erklären, was Meyers Lexikon nicht getan hat. „Ach so. Abends gehen wir häufig hierher. Auf der Parkbühne sind oft Veranstaltungen", sagt uns Thomas Biermann, Schüler und Thomaner. „Zum Baden fahren wir zum Saale-Elster-Kanal, baden ist dort zwar verboten, aber die Auswahl ist nun mal nicht groß." Die Mädchen nicken.

Sonnabends ist im Leipziger Klub der Jugend und Sportler „Großkampftag". Tausend Stühle sind besetzt, die Tanzfläche gleicht einem wogenden Ge-

treidefeld, nur bunter. (Hier kann sich der Schreiber eine kritische Bemerkung nicht verkneifen: Eintritt 2,60 MDN und ein Schlips. Preisklasse S. Für eine Tanzgaststätte, die hauptsächlich von Jugendlichen besucht wird, scheint uns der Eintrittspreis und die Preisklasse zu hoch. „Kleinverdiener" wie Lehrlinge und Oberschüler können sich nur Bier leisten. Nach zehn Bieren hängt der Schlips schief!). Zwischen Hully-Gully, Let kiss und Twist fragten wir einige junge Leute: „Was machen Sie im Sommer an den Wochenenden und an den langen Abenden?"

Joachim Müller, Maschinenschlosser im VEB Montan: „Viel ist in der näheren Umgebung Leipzigs nicht los. Nach Tekla fahren wir immer, die Sandgrube ist halbwegs günstig zu erreichen."

Manfred Herold, Zöllner: „Wo soll man schon hinfahren, viel Möglichkeiten gibt es nicht. Ich fahre meistens zum Auensee, ist zwar ein Dreckloch, aber besser als die übervölkerten Stadtbäder wie zum Beispiel

**Taucha."**

An der Bar, im frischen grünen Kleid, noch außer Atem vom Twisten, sagt uns Karin: „Wenn man ein Fahrzeug hat, ist das kein Problem. Dann kann man etwas weiter raus. Mit meinen Eltern fahre ich meistens zum Stausee nach Windischleuba oder zum Autobahnsee Kleinliebenau." Jürgen Meinhardt, Diplomingenieur für Maschinenbau: „In den Stadtbädern treten sich die Menschen gegenseitig auf die Köpfe. Ich fahre mit dem Fahrrad in die Dübener Heide, dort kann man noch etwas Natur finden."

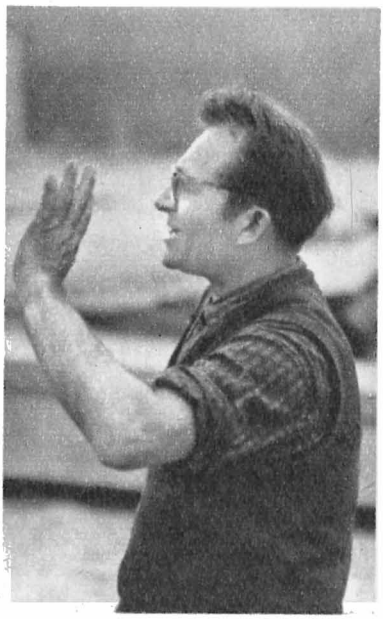
Fazit der Befragerei: Der Möglichkeiten, scheint's, sind nicht viele. Sitzen also die Leipziger auf dem Trocknen? Beantworten sollte uns diese Frage einer, der es ganz genau wissen muß: Theo Ulrich, der Vorsitzende des Komitees für Touristik und Wandern in Leipzig. Von ihm erfahren wir: In der unmittelbaren Stadtrandzone sieht es wirklich nicht rosig aus. Es gibt nur wenig grüne und blaue Flecken auf der Karte. Die wenigen Orte, die beides aufweisen, sind im Sommer überfüllt. Die Kohle hat überall das Prä. Es gibt einige Naherholungszentren. Hier kann man mehr als nur baden und in der Sonne liegen; man kann das Tanzbein schwingen, kulturelle Veranstaltungen werden geboten. Aber es reicht nicht für alle. Deshalb gibt es beim Rat des Bezirkes eine Arbeitsgruppe, die sich mit Naherholungsproblemen beschäftigt. In ihr sind vertreten der DTSB, der FDGB, FDJ und KTW, der Kulturbund.

Zwei Wege werden beschritten, um den Leipzigern mehr und bessere Erholungsmöglichkeiten zu schaffen. 1. die bestehenden Naherholungszentren werden erweitert, um mehr Erholungsuchenden Platz zu bieten. 2. neue werden geschaffen.

„Wir verfügen leider nicht über natürliche Möglichkeiten, uns fehlt Wald und Wasser. Deshalb müssen wir neue Seen anlegen und Wälder aufforsten. Das geht nicht von heute auf morgen. Aber wir haben angefangen. Kohlerestlöcher, wie zum Beispiel Kulkwitz, werden zu Naherholungszentren entwickelt. Die Planierarbeiten und die Uferrandbeforstung haben begonnen." Eine Ausstellung von Typenbauten für Kioske, Umkleideräume und sanitäre Anlagen ist geplant, um so kostspielige Doppelentwicklungen zu vermeiden. Zur Lösung von Versorgungsfragen treten die Leipziger mit der Handelsorganisation „Rotes Banner" in Wolgast in den Erfahrungsaustausch. Der Ausleihdienst wird verbessert werden.

Unser Gesprächspartner Theo Ulrich kann noch über viele Dinge berichten, die für die Leipziger „Naherholer" Musik in den Ohren sein müßten. „Vieles wäre einfacher, gäbe es eine zentrale staatliche Stelle in der Republik, die alle diese Fragen koordinierte", sagt er uns abschließend.

Wir suchten ein Naherholungszentrum auf, um uns ein Bild von der Zukunft zu machen –



**Windischleuba.**

Eine Oase in der zerwühlten Kohlelandschaft um Leipzig. Ein Stausee, zwei Kilometer lang, 800 Meter breit. Ein Zeltplatz für 200 Zelte, Bootshaus, Wasserrettungsstation und Wald.

Am Badestrand sind einige Leute damit beschäftigt, die Ruderboote für die kommende Saison herzurichten; unter ihnen ist Hans Struntz, der Vorsitzende des Stausee-Komitees.

Er führt uns durch das Gelände, an jedem Objekt erzählt er eine kleine Entstehungsgeschichte.

Als der Bootsschuppen gebaut wurde, griffen die Faltbootbesitzer zu Hammer und Nagel.

Der Kies für den Weg, der zum Zeltplatz führt, ist über die Schippen der Jungen aus Fockersdorf gerutscht.

Auf diese Weise wurden bereits 180 000 MDN erarbeitet.

Wir entdecken eine Gaststätte, die 2000 Personen Platz bietet und von der 10 000 Menschen versorgt werden können.

„Die Bühne ist nicht nur Attrappe, wir machen Filmveranstaltungen, Modeschauen, Konzerte und Strandfeste. Sonntags ist immer Tanz. Das nächste Strandfest ist am 19. Juni. Ihr seid eingeladen", sagt uns Hans Stuntz, während er Wasser aus einem Kahn schöpft.

Ein kleiner Wermutstropfen fällt jedoch in diesen süßen Wein. Ein Leipziger, der hier seinen Sonntag verbringen will, muß pro Person 4,50 MDN (Sonntagsrückfahrkarte) an Fahrgeld aufbringen.

Dennoch, wir nehmen die Einladung an, auch wenn wir dann drei Leipzigern den Platz auf der Tanzfläche streitig machen.

Windischleuba deutet eine gute Entwicklung an. Hier wird mehr geboten als Wald und Wasser, nicht nur der Körper kann sich „naherholen", auch der „Geist" kommt auf seine Kosten.

r. b.

# Praktikum

**V. ROBBY WEISS, DASS ER GUT IST**

**BILDGESCHICHTE VON**
**HEINZ HARNISCH**
**FOTOS: REINER PONIER**

Es kann ja sein, daß der Zeitpunkt ungünstig war, als Karin den Entschluß faßte, mit dem Parteisekretär zu reden. Sie war einen Monat im Betrieb und hatte Meister Landau zwar schon auf Sitzungen gesehen, aber noch nicht mehr als zwei Sätze mit ihm gewechselt.

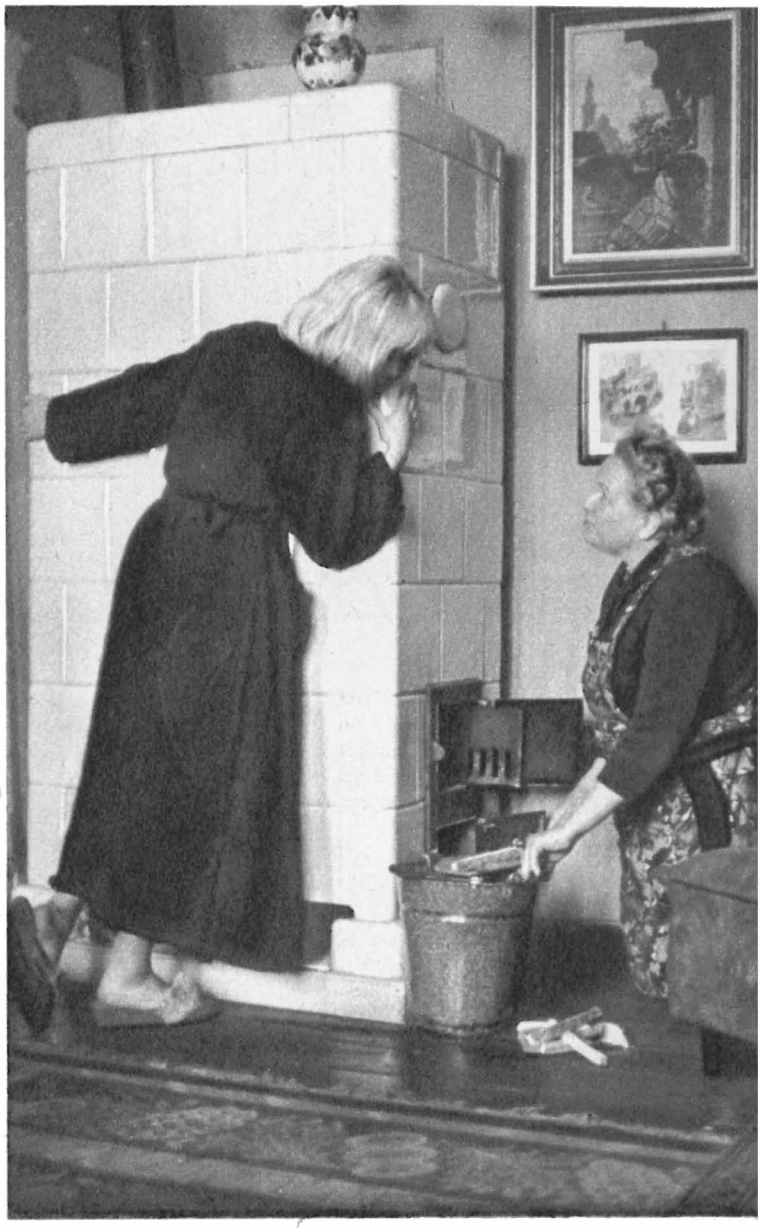
An diesem Morgen hatte sie gleich den Eindruck, daß er die ganze Nacht nicht aus dem Betrieb rausgekommen war, er wirkte müde und abgespannt und hatte bläuliche Ringe unter den tiefliegenden Augen.

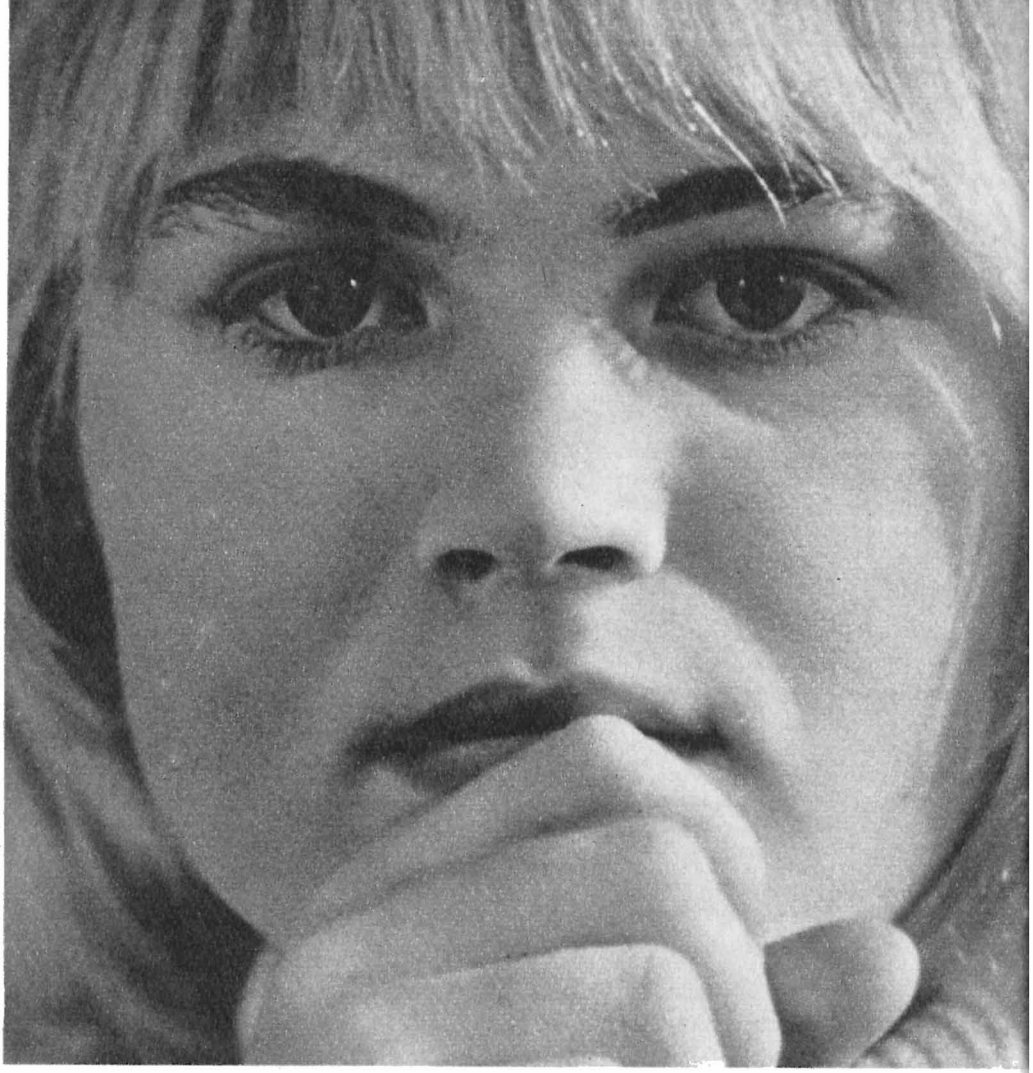
Auf ihre Frage sagte er gutmütigspottend: „Diesen Stein der Weisen suche ich auch, Mädchen. Ursachenforschung schön und gut. Aber die Kältewelle wirft uns zurück, das ist zur Zeit meine größte Sorge ..."

Er saß krumm auf einem Stuhl und rauchte Zigaretten und trank starken Kaffee. „Soll ich dir vorrechnen, Genossin Thor ..."

Karin unterbrach ihn ungeduldig: „Das ist aber keine Kampagnearbeit, Genosse Landau. Hier stimmt es offenbar im Kern nicht. Aber was ist es? Wo ist es zu finden?"

Der Sekretär, der über zwanzig Jahre als Meister im Werk gearbeitet hatte, stand auf. Er war sehr groß und hager und etwa fünfzig Jahre alt. Er legte dem Mädchen seine großflächigen, schweren Hände auf die Schultern und sagte: „Deine Ungeduld ist lobenswert. Wenn die Deutschen nicht weiterkommen, so fragten sie ihre Professoren, in jüngster Zeit die Parteisekretäre. Die sind





keine Götter. Ich wünschte, man könnte einen Tag lang allwissend sein, einen Tag nur pro Jahr... Wenn du was auf dem Herzen hast, komm ruhig zu mir. Beiße dich durch, Mädchen. Du bist nicht bloß hübsch, das ist viel wert. Du bist energisch, das gefällt mir..."

So endete das Gespräch schon. Ein Anruf bat Landau in die Kesselschmiede, er trank im Stehen seine Tasse leer und ging.

Es war sehr kalt geworden. Die Quecksilbersäule sank unter zwanzig Grad, Karin freute sich auf ihr Zimmer, das die Mauhake wieder vorbildlich heizte, seitdem sie von Karin mit einem riesigen Kuchenberg versöhnt worden war.

In dem Tagebuch der Studentin Karin Thor aber fand sich die Eintragung: „Landau und Kalisser sind sehr unterschiedliche Menschen. Obwohl beide Arbeiter, obwohl sich beide emporgearbeitet haben. Während der Meister Landau viel unter den Arbeitern ist, dirigiert Kalisser und steuert die Menschen wie Knöpfe und Hebel einer empfindlichen automatischen Anlage. Manchmal scheint mir, als berausche sich Kalisser am Spiel seiner Macht. Hat er eigentlich Freunde im Betrieb? Jasager genug, aber Freunde?

Wolfgang habe ich seit dem Abend in der Bar nicht wiedergesehen, er hat mir einen Brief geschrieben, den ich noch beantworten muß. Alles sei ein Mißverständnis, ob ich nicht auch Situationen kennen würde, in denen einem die Kontrolle verloren ginge ... Na ja, natürlich, ich werde nicht nachtragend sein ..."

Eines Abends besuchte Karin die Diskussionsaufführung des Arbeitervarietés ihres Werkes im Kultursaal. Sie wollte rezensieren.

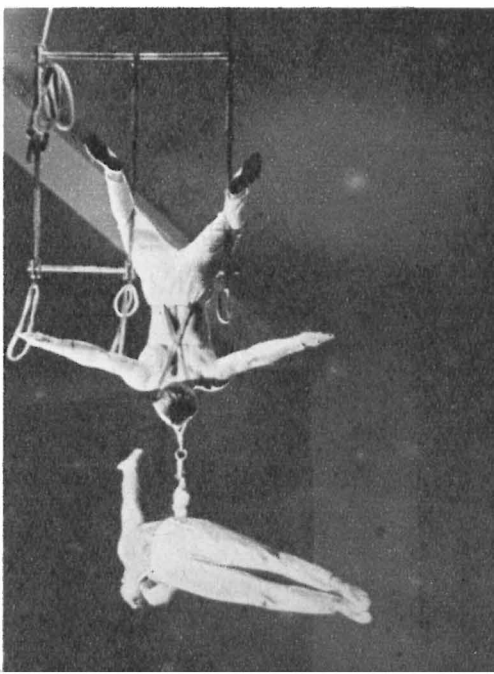
Es gab einen Kautschukakt zu sehen, Parterreakrobatik, ein Mundharmonikatrio, eine Stirnperche, am besten aber gefielen Karin die Trapezkünstler, die unter der Decke des Kulturhauses turnten: Waage rückwärts, mit Handstand im Genick des Untermanns, doppelte Waage und Stand Hand in Hand und die ausgedrehte einarmige Waage. Sie wirkten elegant, geschickt und ruhig. Der Untermann gefiel ihr besonders. Karin hatte schon von ihm gehört, im ganzen Betrieb kannte man ihn: Robby Weinreich, ein guter Schweißer. Ein toller Bursche, dieser Robby ...

Karin sprach mit ihm anschließend. Er trug noch das Trikot, eine enganliegende weiße Hose, schmale Träger, war einen guten Kopf größer als sie und schrankbreit und hatte ein offenes, kantiges Gesicht und blonde Haare. „Ihre Darbietung gefällt mir ausgezeichnet."

„Wir wissen, daß wir gut sind, Kollegin", sagte Robby.

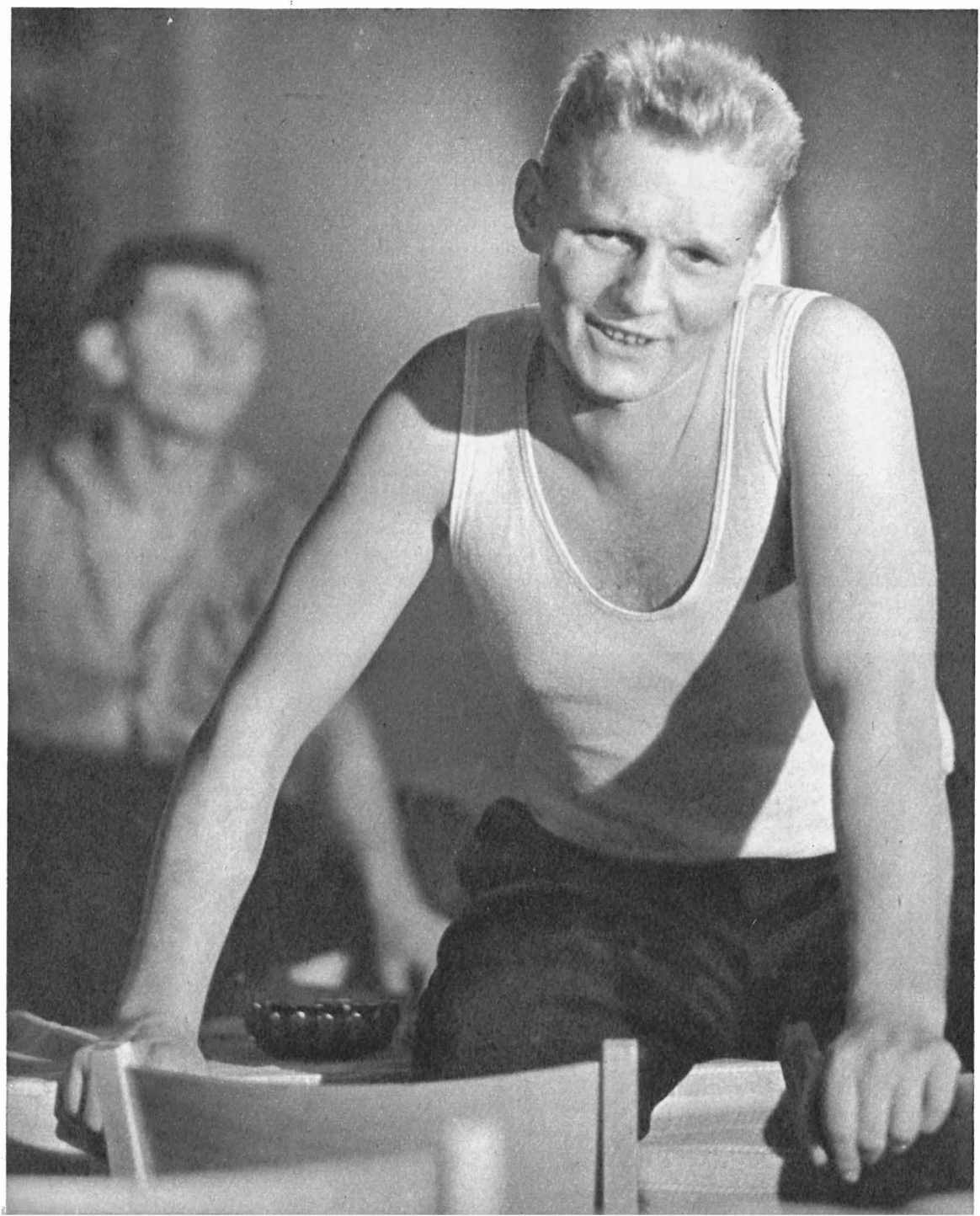
„Wie sind Sie eigentlich dazu gekommen?"

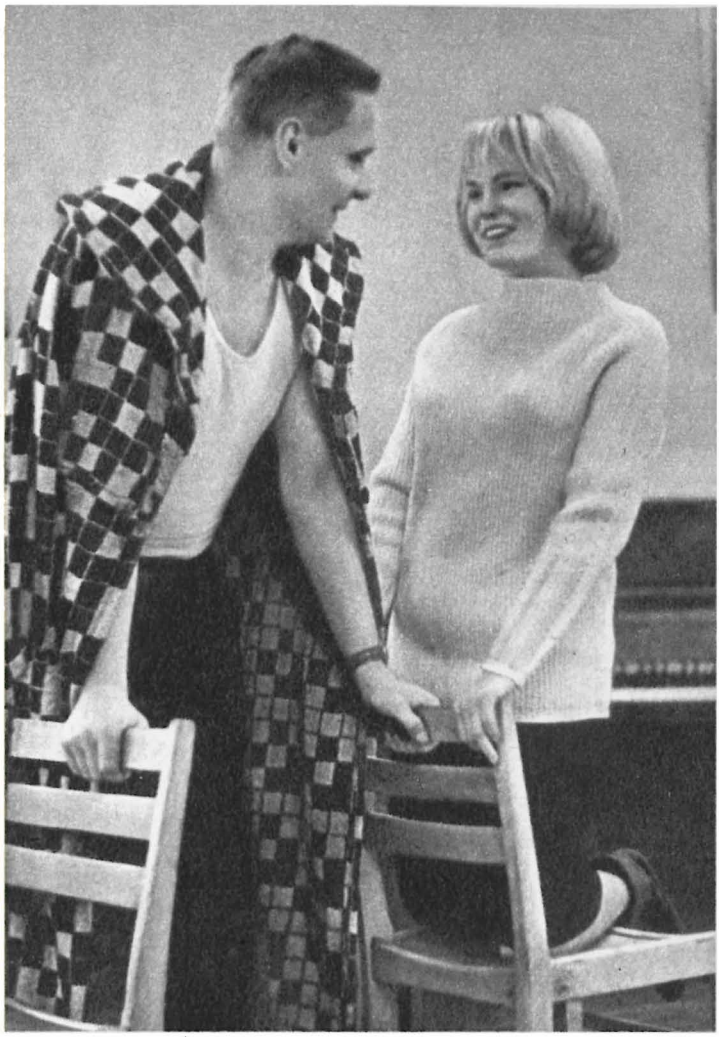
Robby griente und leierte seine Antwort herunter: „Als Kinder turnten wir auf dem Rasenfleck zwischen den Häusern der Großstadt. Die Freunde staunten und klatschten, aber manchmal öffnete sich ein Fenster, und jemand



rief: ‚Das Spielen auf dem Rasen ist verboten!' Heute turnen wir im Arbeitervarieté, unter freiem Himmel, unter den Decken der Kulturpaläste, unter der Zirkuskuppel, umspielt vom Licht der Scheinwerfer. Gekonnt und scheinbar mühelos . . ."

„He, he, he", machte Karin und





lachte laut, „so ist das? Klingt wie eingelernt."

„Ist es auch", sagte Weinreich, „so hat es Heinz K. mal im ‚Jugendmagazin' geschrieben, da haben wir es bequemerweise gleich auswendig gelernt, weißt du, Kollegin, wenn solche neugierigen Leute kommen, und da wir doch sehr schüchtern sind ..."

„Das glaube ich gern", sagte Karin, „vielen Dank auch."

Sie lächelte den sympathischen Riesen an.

„Bei solchen hübschen Reporterinnen schlage ich mir gern noch die halbe Nacht um die Ohren und erzähle mein Leben, auch das, was ich noch gar nicht erlebt habe ..."

„Das kennst du schon vorher?" Er sagte leise und frech: „Ich könnte es mir jedenfalls gut ausmalen ... Darf ich morgen mal auf einen Sprung in die Redaktion kommen?"

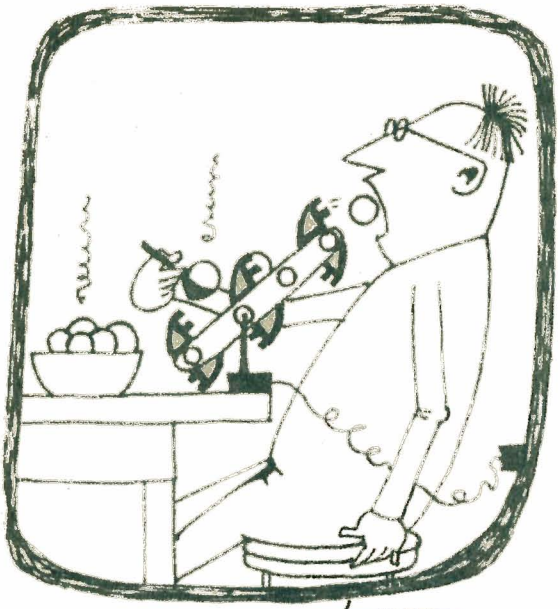
„Warst du denn schon mal da?"

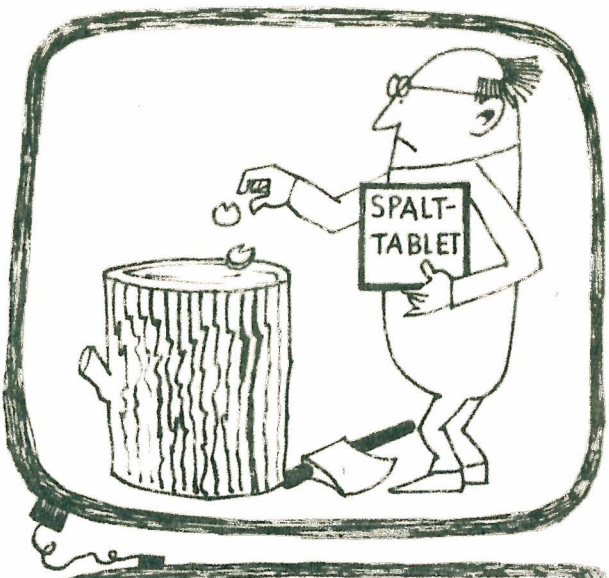
„Noch nie!"

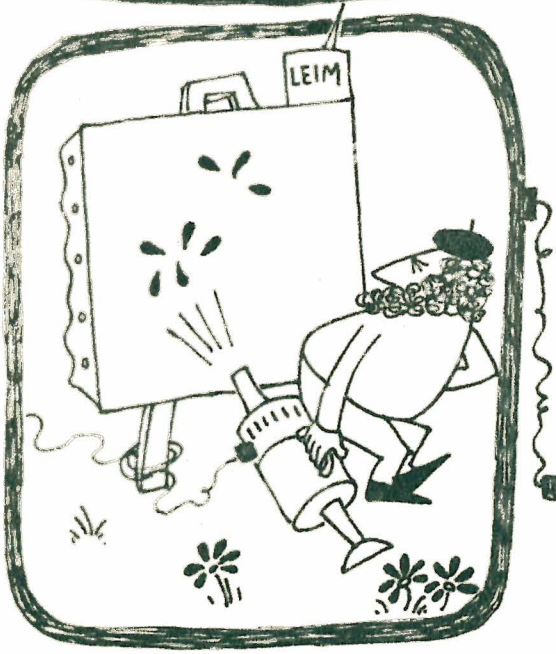
„Dann wird es höchste Zeit!"

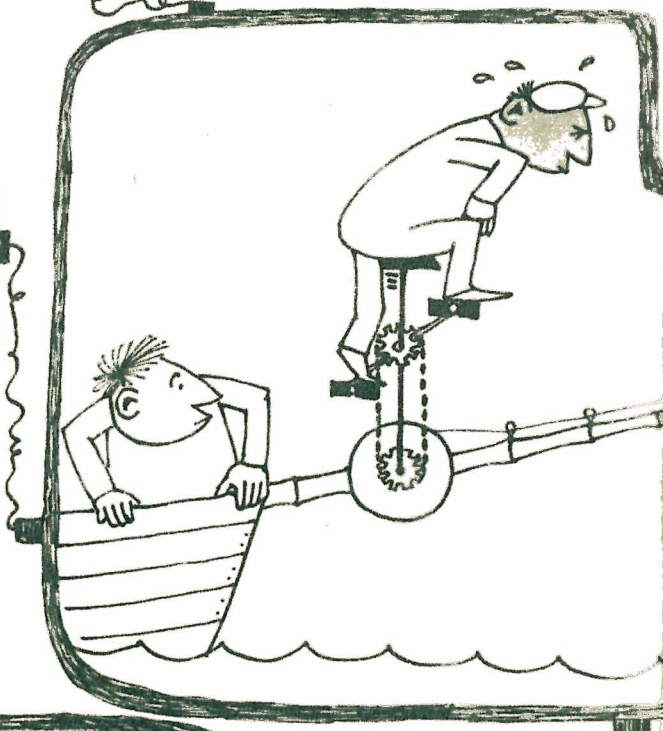
---

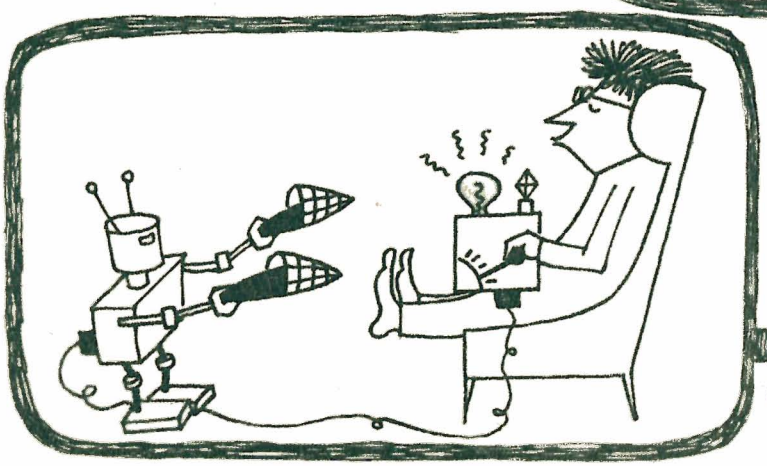
IM NÄCHSTEN HEFT:
DER ALTE ZOPF MUSS AB





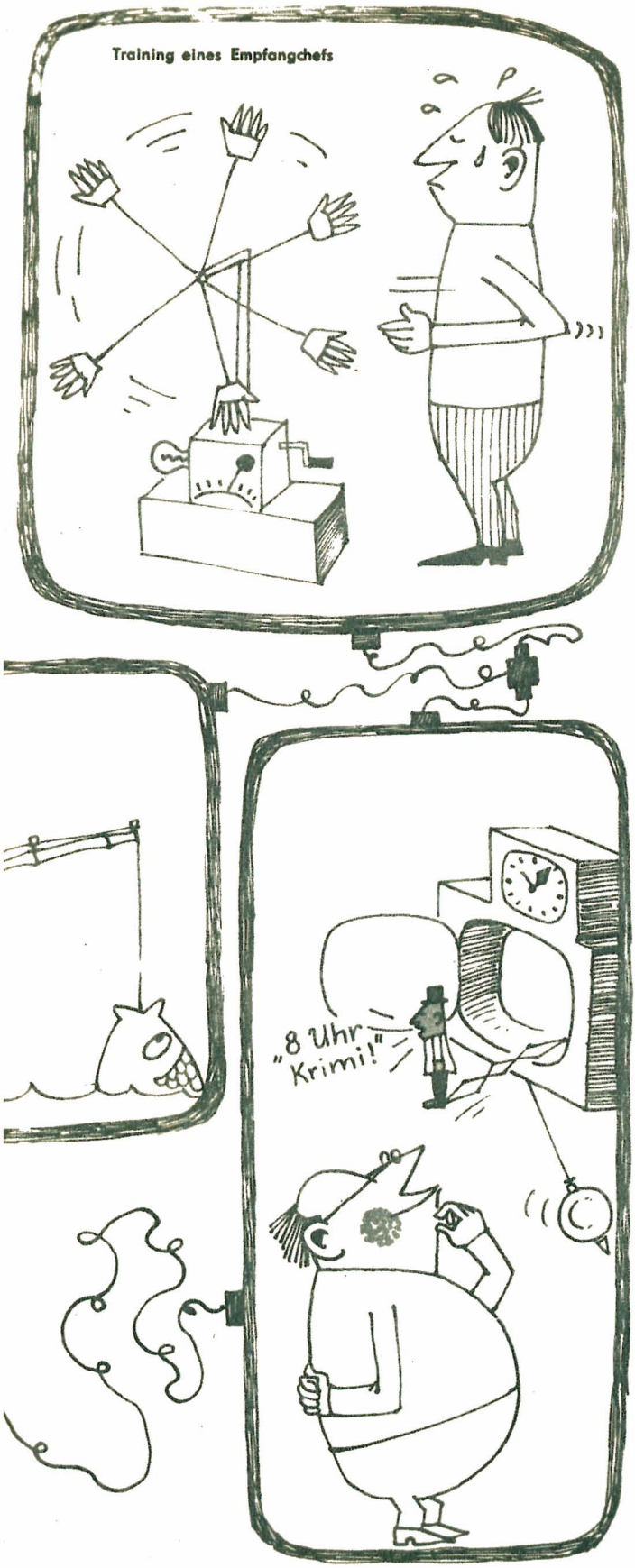





# Technische Tollheiten

von Lilienthal




# ...die gibt's gar nicht

*Nach Vorlage des US-Raucher-Reports engagierte das dänische Fernsehen einen Hypnotiseur, der 45 Minuten lang versuchte, seinen Zuhörern einzureden, sie seien Nichtraucher. 20 Minuten nach der Sendung verstarb der Hypnotiseur. Der herbeigerufene Arzt stellte fest: Nikotinvergiftung.*

*

*Die Studentenvertretung der amerikanischen Harvard-Universität hat für ihre in Internaten untergebrachten Kommilitonen bei der Hochschulleitung beantragt, die Besuchszeiten für die Freundinnen der Studenten möglichst wenig einzuschränken. Begründung: „Es ist immer noch besser, wenn in den Schlafzimmern der Studenten Partys gefeiert werden, als daß die jungen Männer Straßenmädchen aufsuchen."*

*

*Jeder dritte Raubüberfall, der bei der Hamburger Kriminalpolizei angemeldet wird, ist vorgetäuscht. Die meisten Falschanzeigen werden erstattet, um große Gasthauszechen vor der Ehefrau oder vor dem Arbeitgeber zu verbergen.*

*

*Mr. John Thompson aus Liverpool hat im Familienkreis 150 Tätowierungen angebracht. Nur seine jüngste Tochter, zwei Jahre, konnte von der selbsttätowierten Mutter vorläufig vor den Ambitionen ihres Vaters bewahrt werden.*

*

*Nachdem Konzertaufnahmen der Bamberger Symphoniker für den Bayrischen Rundfunk wegen des starken Luftzugs aus einer neuen Heizungsanlage abgebrochen werden mußten, sollen jetzt Versuche mit windgeschützten Mikrophonen unternommen werden.*

*Gerhard Janc*

HEINZ SENKBEIL

# DER IRRTUM

## DES JOCHEN NERLINGER

Am Rande des Hanges machen die Soldaten Halt. Fahles Mondlicht liegt über der weiten, von einem Nebellaken bedeckten Heide. Hier und da ein einsamer verdorrter Baum. Ringsum ist Stille.

Der Feldwebel, der den kleinen Trupp anführt, steigt einige Schritte den Steilhang hinab, schaltet eine Taschenlampe ein, hält sie dicht über den aufgeklappten Marschkompaß. Aufgeregt, als habe sie der dünne Lichtstrahl aus dem Schlaf geschreckt, pendelt die schmale Magnetnadel hin und her. Eine Teilringzahl wird eingestellt. Behutsam wird die Nadel auf den Nordpunkt hingeführt. Dann ein Blick über die Visiereinrichtung zum gegenüberliegenden Wald. „Geradeaus!“ ruft der Feldwebel leise zu den Soldaten hinauf. „Genau auf die verkrüppelte Kiefer zu!“

Hastig setzt sich der kleine Trupp in Bewegung, gleitet den Hang hinab, tastet sich in die Senke hinein. — Geradeaus? denkt in diesem Augenblick der Soldat Nerlinger. Du wirst dich wundern! — Angefüllt von boshafter Schadenfreude blickt er auf den breiten Rücken seines Truppführers, der eine Armlänge von ihm entfernt mit ruhigen, weiten Schritten durch die ausgedörrte Heide stapft. — Du wirst noch Augen machen!

Gleich am ersten Tage, nachdem Jochen Nerlinger die steingraue Uniform hatte anziehen müssen, traf ihn eine Überraschung, die er nach seinen bisherigen Erfahrungen nicht einzuordnen

vermochte. Der Kompaniechef stellte den jungen Wehrpflichtigen die Zugführer vor, dann den Hauptfeldwebel, schließlich die Gruppenführer. Plötzlich glaubte Jochen seinen Augen nicht zu trauen. „Mensch, Walter!“ rief er. „Walter, du hier? Als Feldwebel? Und außerdem mein Vorgesetzter?“

Feldwebel Walter Hartmann blickte auf, lächelte kurz, nickte. Dann wurde sein Gesicht zurückhaltend. „Soldat Nerlinger“, sagte er trocken, „aus der Antreteordnung heraus wird nicht gesprochen!“

„Aber Walter, alter Freund, erinnerst du dich etwa nicht?“

Der Gruppenführer verzog keine Miene. „Im Glied wird nicht gesprochen!“

Jochen Nerlinger brauste auf. „Mensch, mach doch keine Faxen! Ich bin's doch, dein alter Kumpel vom Bau! Denk doch mal nach: Vier Monate lang waren wir zusammen, damals in Schwedt . . .!“

„Zum letzten Mal, Soldat Nerlinger: Im Glied herrscht Ruhe!“

Die Heidefläche, so eben sie auch von der Kante des Hanges aus anzusehen war, ist voller unangenehmer Überraschungen. Sie gehört zum Ausläufer eines größeren Truppenübungsgeländes. Überall halbverfallene oder erst vor kurzer Zeit ausgehobene Schützenlöcher, Grabensysteme, Erdbunker. Schlimm sind in der Dunkelheit die kaum wahrnehmbaren Drahtverhaue, noch schlimmer, geradezu heimtückisch die unsichtbaren Stolperdrähte. Der verdorrte Baum kommt nur langsam näher. Jochen Nerlinger weiß: Von dieser Baumruine aus wird eine neue Marschrichtung bestimmt. Dort ist der nächste Ablaufpunkt. – Ablaufpunkt? Wenn er sich da nur nicht geschnitten hat, denkt Jochen. Wenigstens ein Gedanke, an dem man sich erwärmen kann!

Jochens erste Reaktion nach der damaligen dienstlichen Zurechtweisung durch den Gruppenführer war Bestürzung. Ist das tatsächlich der einstige Arbeitskollege, Stubennachbar im Ba-

rackenlager, Kumpel, manchmal auch Widersacher, wenn sie beide gleichzeitig ihr Auge auf dasselbe Mädchen geworfen hatten wie beispielsweise bei der Marion, der Verkäuferin in der Kantine? –

Die Enttäuschung wurde noch dadurch verstärkt, daß der militärische Dienst hart war: Frühsport, Eilmärsche, Wachestehen, Taktikausbildung. – Wenn er mir wenigstens hierin einige Erleichterungen verschaffen würde, ein wenig Bevorzugung und Rücksichtnahme – aber nein! Als ob er es ausgerechnet auf mich abgesehen hat! Bei der Stubenkontrolle beispielsweise – an jedem Wochenende derselbe Vorwurf: „Soldat Nerlinger, Ihre Schrankordnung ist schlecht" – manchmal lächelte er an dieser Stelle – „genauso schlecht, wie damals in der Wohnbaracke. Aber Sie werden es auch noch lernen."

Er wird mir das mit der Marion nicht vergessen haben, redete sich Jochen Nerlinger ein. Es wird ihn wurmen, daß sie nicht ihn bevorzugt hat, daß ich jetzt mit ihr verlobt bin ...

Nun ist der Baum erreicht. Sie atmen tief vor Anstrengung. Einer der Soldaten schimpft leise; an irgendeinem Drahthindernis hat er sich den Kampfanzug aufgerissen.

Feldweber Hartmann übergibt jetzt einem Gefreiten den Marschkompaß, befiehlt eine Teilringzahl. Und wieder dasselbe: Lampe raus, Zahl eingestellt, Nadel eingespielt, Ziel anvisiert, weiter. – Na, mal sehen, wo das endet, denkt Jochen Nerlinger. Jedenfalls werden die Inspektionsoffiziere ganz schön gucken ...

Manchmal allerdings gab es Tage, an denen er ihn wieder zu verstehen glaubte. So einmal im Ausgang, als sie sich zufällig in einer kleinen Landgaststätte trafen. „Warum bist du jetzt so anders?" fragte Jochen geradeheraus. „Ist es wegen Marion?"

„Nein", sagte Walter Hartmann, „es ist nicht wegen Marion. Ich bin auch gar nicht anders. Nur darfst du nicht vergessen: Ich bin jetzt Vorgesetzter von Soldaten."

„Trotzdem brauchst du dich mir gegenüber nicht so zu verhalten!"

Walter Hartmann überlegte eine Weile. „Erwarte von mir nicht, daß ich es dir leichter mache, daß ich dich überhaupt irgendwie vorziehe vor den anderen. – Muß ich dir noch erklären warum?"

Nein, er mußte nicht. Jochen Nerlinger glaubte begriffen zu haben, warum sein Freund und jetziger Vorgesetzter nur so und nicht anders handeln durfte – bis es am Vorabend des nächtlichen Orientierungsmarsches zu einem Zwischenfall kam.

Endlich ist die Ebene überwunden. Haushoch steht vor ihnen der Kiefernwald. Drinnen ist es dumpf und schwarz. „Hindurch?" fragt einer der Soldaten.

Feldwebel Hartmann schweigt, überlegt. Dann sagt er entschlossen: „Hindurch!"

Der ist sich seiner Sache aber sicher, denkt der Soldat Nerlinger. Beinahe tut er mir leid. Beim Kompaniechef wird er doch für lange Zeit unten durch sein. Versaut er doch schließlich unter den Augen der Inspektion die Bewertung der ganzen Kompanie. – Aber warum hat er sich nicht für mich eingesetzt? Er weiß doch genau, daß Marion Geburtstag hat!

Der Zwischenfall setzte ein, als Feldwebel Hartmann die Mannschaftsstube betrat, auf den Soldaten Nerlinger zuging und sagte: „Stell deinen Koffer vorerst weg, dein Urlaub ist noch nicht genehmigt!"

„Warum?" fragte Jochen Nerlinger eisig.

„Die Inspektion ist noch nicht vorbei."

„Aber morgen ist doch alles vorüber, was bedeuten da schon ein paar Stunden ...!"

„Vergiß nicht den Nachtmarsch ..."

Jochen stieß den Koffer unters Bett. „Und morgen? Kann ich morgen fahren?"

„Wie es bis jetzt aussieht: nein."

„Hast du den Kompaniechef gefragt?"

„Ich habe ihn nicht erreicht. Der hat jetzt seine Sorgen. Ich kann es aber noch versuchen ..."

Den Ausgangsrock über den Bügel, die neuen Halbschuhe in den Schrank, her mit der Dienstuniform. Jochen Nerlinger kochte vor Ärger. Fast drei Monate lang nicht zu Hause – und Marion wird warten.

„Du mußt doch einsehen", sagte der Feldwebel, „daß dein Urlaubsgesuch von Anfang an unter einem großen Fragezeichen stand."

Jochen blickte bissig auf: „Ich sehe ein, daß du mir den Urlaub nicht gönnst. Du willst wohl nicht, daß ich nach Hause fahre, du kannst es nicht überwinden, daß dir Marion damals den Laufpaß gegeben hat!"

Feldwebel Walter Hartmann wandte sich ab. „Das ist wieder eine deiner beliebten Überspitztheiten", sagte er ruhig und ging zur Tür.

Dieser Zwischenfall war Anlaß dafür, daß der Soldat Jochen Nerlinger seinem Gruppenführer eine Feststellung verheimlichte, die den günstigen Ausgang des Nachtmarsches in Frage stellen sollte – der Marschkompaß.

Sie brechen sich durch das Untergehölz, tasten sich vorwärts. Manchmal straucheln sie. Die Äste und Zweige hängen tief; darum halten sich die Soldaten schützend die Arme vors Gesicht. Manchmal verharren sie, um mit dem Kompaß die Marschrichtung zu korrigieren. Endlich sind sie hindurch. Sie betreten eine Lichtung. Vor ihnen breitet sich ein weites, abgeerntetes Kornfeld aus. Ein fingerbreiter, gelblicher Lichtstreif liegt über dem Horizont.

Feldwebel Hartmann läßt halten. „Zwei Minuten Pause – Sachen in Ordnung bringen!" Die Soldaten verteilen sich.

„Ist es noch weit?" fragt einer von der Seite her.

„Noch zwei Kilometer, die letzte Etappe", sagt der Feldwebel.

Letzte Etappe? Jochen Nerlinger schnauft schadenfroh. „Los, set-

zen wir uns!“ Der Gruppenführer ist auf ihn zugetreten und stößt ihn freundschaftlich in die Seite.

„Sagen Sie, Genosse Feldwebel“, fragt Jochen steif, „sind wir eigentlich richtig gelaufen?“

„Kannst jetzt ruhig Du zu mir sagen“, brummt der Gruppenführer. „Aber warum fragst du?“

„Wir könnten uns doch in der Richtung geirrt haben ...“

„Ich hoffe nicht“, sagt der Feldwebel.

Jochen bohrt weiter: „Was aber nun, wenn der Kompaß nicht in Ordnung ist; sagen wir mal: Wenn er einen Fehler von etwa acht Teilstrichen hat?“

„Dann können wir einpacken“, sagt Feldwebel Walter Hartmann ernst.

„Na, ich glaube, dann können wir einpacken“, sagt der Soldat Nerlinger.

Feldwebel Hartmann blickt ernst zu Jochen herüber. „Wie kommst du darauf?“ fragt er langsam.

„Weil“ – na, dieser Triumph muß ausgekostet werden, denkt Jochen Nerlinger in diesem Augenblick – „weil dein Kompaß genau diesen Fehler hat!“

Die Soldaten treten auf der Lichtung an, warten darauf, daß es weitergeht. Die Zeit drängt. Da sagt der Feldwebel kurz: „Es ist schade um dich, Jochen.“

„Um mich?“

„Ja, um dich“, sagt der Feldwebel ruhig, „weil wir nämlich wenigstens zwei, wenn nicht gar drei Stunden brauchen werden, um zurückzufinden. Dann kommt noch der Rückmarsch in die Dienststelle. Darüber wird es neun Uhr werden ... Dein Zug, der dich in den Urlaub bringen könnte, fährt aber kurz nach acht. – Gestern abend, kurz vor der Nachtruhe, sprach ich noch den Kompaniechef. Er hat dir den Urlaub genehmigt.“

Sie jagen über das Stoppelfeld hinweg, dann einen sandigen Weg entlang, der mit weitem Bogen einen Hügel zerteilt.

Unten im Tal liegt ein kleines Dorf, nur drei oder vier Häuser und einige Ställe und Schuppen. Neben dem Dorfeingang stehen zwei Kübelfahrzeuge und ein Schützenpanzerwagen. Einige Offiziere warten dort. Allmählich erkennt sie der Soldat Nerlinger. Ist das nicht der Kompaniechef? Sind das nicht die Inspektionsoffiziere?

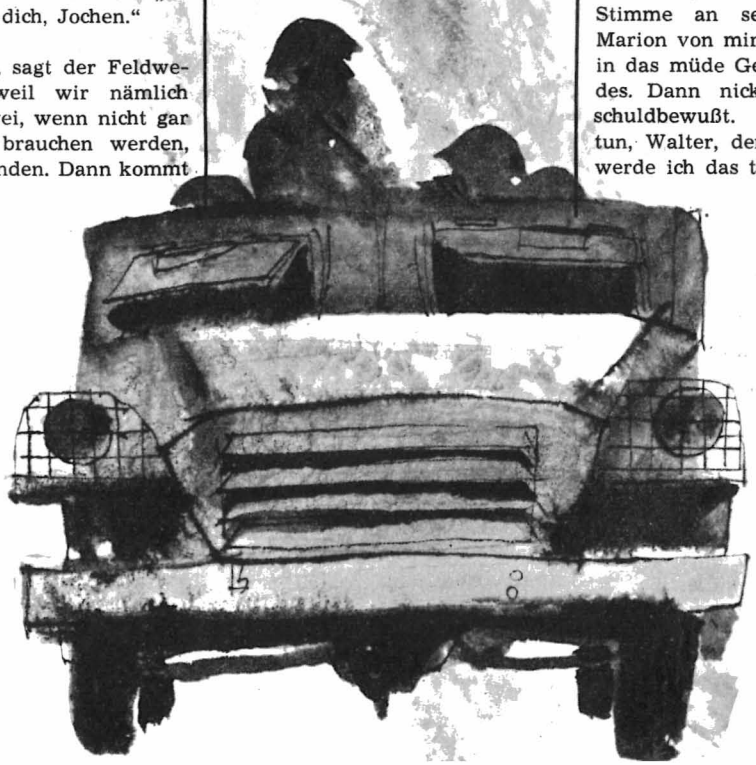
Erhitzt und außer Atem tritt die Gruppe auf dem holprigen Pflaster der Dorfstraße an. Feldwebel Walter Hartmann erstattet Meldung. Jochen Nerlinger ist ratlos. Was geht hier vor?

Der Kompaniechef ist zufrieden. „Na“, sagt er, „ich habe auch nicht im geringsten daran gezweifelt, daß die Gruppe das Ziel erreichen wird.“ Einer der Inspektionsoffiziere nickt zufrieden.

Dann besteigen sie den Schützenpanzerwagen. Feldwebel Hartmann setzt sich neben den Fahrer; er soll das Fahrzeug zurück in die Dienststelle führen. Jochen Nerlinger, der seinen Platz gleich hinter dem Feldwebel hat, beugt sich vor. „Ich verstehe gar nichts mehr, Walter“, sagt er.

Walter Hartmann wendet sich um. „Mußt noch eine Menge lernen, Jochen, dachtest wohl, du kannst mich übers Ohr hauen, was?“ Er lacht. „Habe gleich am ersten Ablaufpunkt gemerkt, daß da was am Kompaß nicht stimmt und ließ mir den vom Hauptfeldwebel geben. Na, Schwamm drüber!“ Dann beugt sich der Feldwebel zum Fahrer hin. „Los, laß den Motor an!“ befiehlt er. „Hinter dir sitzt einer, der auf Urlaub fahren will!“ Das Fahrzeug stößt den Hang hinauf, zieht eine haushohe Staubwolke hinter sich her. Hinter dem Stahlpanzer wird es dumpf und warm. Jochen Nerlinger hockt auf der Sitzbank; er blickt auf seine Armbanduhr. Viel Zeit hat er noch.

Da dringt Walter Hartmanns Stimme an sein Ohr. „Grüß Marion von mir!“ Jochen blickt in das müde Gesicht des Freundes. Dann nickt er ein wenig schuldbewußt. Das werde ich tun, Walter, denkt er, bestimmt werde ich das tun!



Illustrationen: Karl Fischer

**Taucht bei irgendeiner Gelegenheit das Wort**

# FREIZEIT

**auf, egal ob**

# AM BIERTISCH

**beim Mollenstemmen oder in einer Rauchpause.**

# IN DER ABENDSCHULE

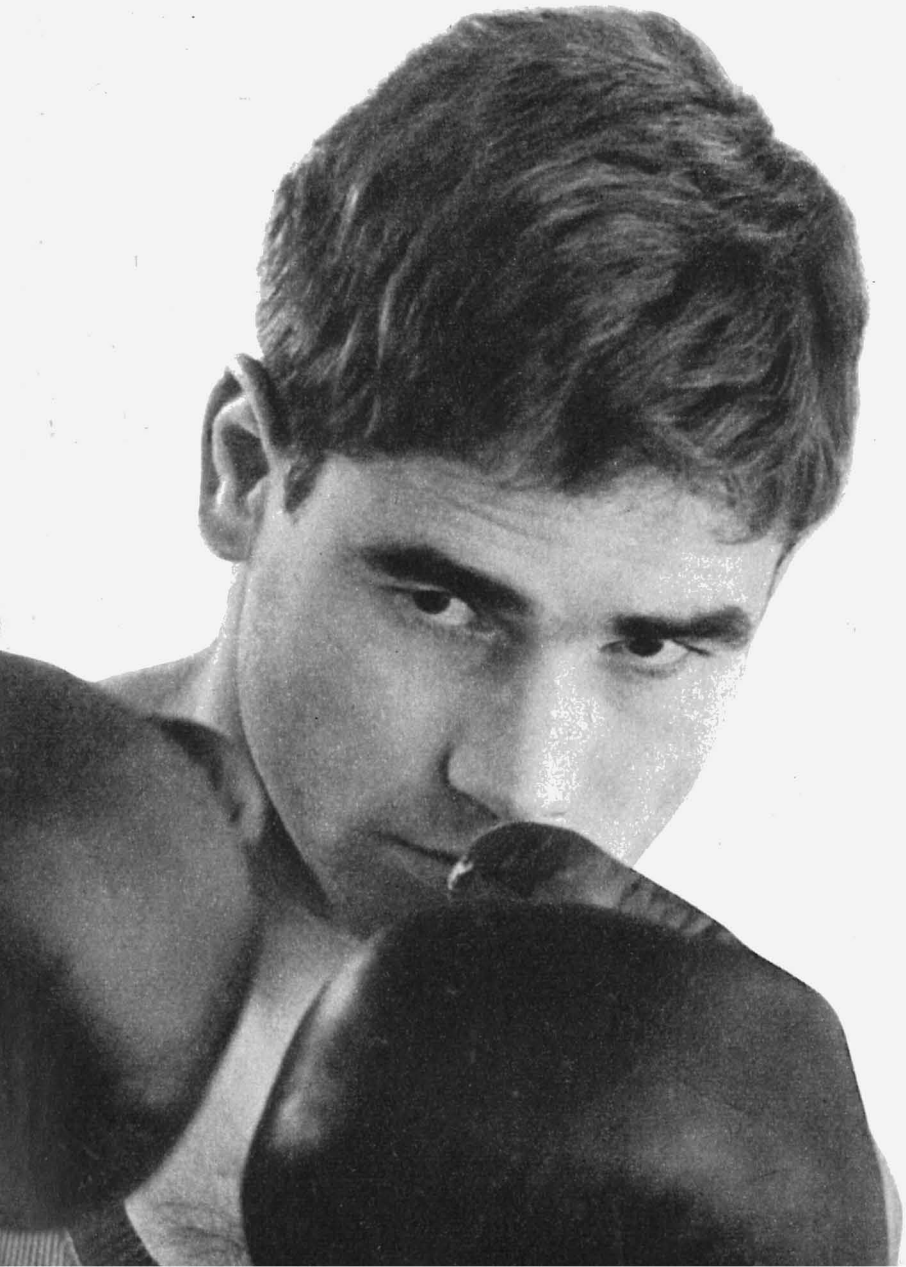
**dann reicht die Reaktion vom „Gähnen" bis zum „müßte man haben".**

**„Lernen in der Freizeit?"**
Da tippt jemand
mit dem Zeigefinger
an die Stirn!
Sind Lernen und Freizeit
wirklich zwei Dinge,
die sich
feindlich gegenüberstehen,
wie,
na sagen wir
wie Rom und Karthago?
Also wieder ein „Problem"?
Es betrifft jeden!
Freizeit hat jeder,
ob er will oder nicht.

Wenn
die Werktore sich schließen,
die Schultüren zuschlagen,
dann – ja, was dann?
**Freizeit!**
Was ist das?
Streng wissenschaftlich
ausgedrückt:
**Freizeit** ist jener Teil
der „Nichtarbeitszeit",
der nach Abzug
solcher Zeitaufwände
außerhalb der Produktion
wie Waschen, Anziehen,
Arbeitsweg, Hausarbeit,
Essen und Schlafen verbleibt.
Wenn Atze und Peter
mit der „Heule"
an der Ecke stehen und ihren
amusischen Mitmenschen
mit den melodischen Klängen
des Liverpoolsound
vertraut machen;
wenn Babett und Karin
in den Klub gehen,
um beim Let kiss oder
la bamba zu zeigen,
was sie können;
wenn Pit zu Hause
auf der Couch liegt und
den „Werner Holt" liest
oder wenn Werner
den Pythagoras durchackert
für den Meisterlehrgang
und hinterher
beim Sport die Knoten
im Gehirn entwirrt –
das nennt die Wissenschaft
**Freizeitverhalten.**
Die Urlaubs- und Ferienzeit
steht vor der Tür,
das ist etwas anderes
als Freizeit in Raten –
14 Tage,
4 Wochen
oder wer gar Schüler ist
das doppelte.
Was geschieht in und mit
dieser geballten Ladung
**Freizeit?**
Diese Frage
wird das Jugendmagazin
in den nächsten Heften
unter die Lupe nehmen.
(Sollten Sie jemand
mit einer Lupe
auf freier Wildbahn antreffen,
seien Sie sicher,
es ist einer
aus unserer Redaktion.)
Um die verschiedenen
Ansichten unserer Leser
kennenzulernen,
wollen wir einige Fragen
in das Urlaubsgepäck
schmuggeln.
(Wer noch nicht gepackt hat,
der darf sie natürlich schon
vor der Reise beantworten.)
**Das sind sie:**
**1.**
**Was verstehen Sie unter Freizeit?**
**2.**
**Was gehört Ihrer Meinung nach zur sinnvollen Freizeitgestaltung?**
**3.**
**Wie stellen Sie sich einen erholsamen Urlaub vor? Schalten Sie völlig ab oder . . .?**
**So, das wär's.**
Die Länge Ihrer Antworten
kann sich zwischen Roman
und Telegramm
bewegen,
wir sind auf alles gefaßt.

**Die Redaktion**

# MUT IST WENN MAN...



Fotos: M. Dressel

Kienbaum, wo sich die besten Faustkämpfer auf Länderkämpfe und Europameisterschaft im Mai in Berlin vorbereiteten. Wer bis drei zählen kann, wird also errechnen, daß sich der Boxeleve von einst in den sieben Jahren bis heute in die Reihen unserer besten Faustkämpfer geboxt hat. Nicht zuletzt wegen jenes Zipfels seines Charakters, an dem er damals hing, als er den Herren von der Zeitung mal zeigen wollte, was ein Berliner Junge ist. Inzwischen wehte dem gelernten Werkzeugmacher 70mal rauhe Ringluft um die Nase, oft genug flog ein ganzer Handschuh auch noch mit drauf. 55mal verließ er den eckigen Ring als Sieger, 12mal als Verlierer und dreimal als halber Sieger. 70 Kämpfe, das sind 630 Minuten effektiver Gefahr, von der Faust des Gegners getroffen, die berüchtigten zehn Sekunden Ringstaub zu schnuppern. Er hat ihr gefaßt ins Auge gesehen.

Das ist gar nicht so einfach, daran sollten eifrige Zuschauer denken, wenn sie am Berliner Ring die Besten Europas aufeinander losgehen sehen. Da würde wohl so manchem der Appetit ver-

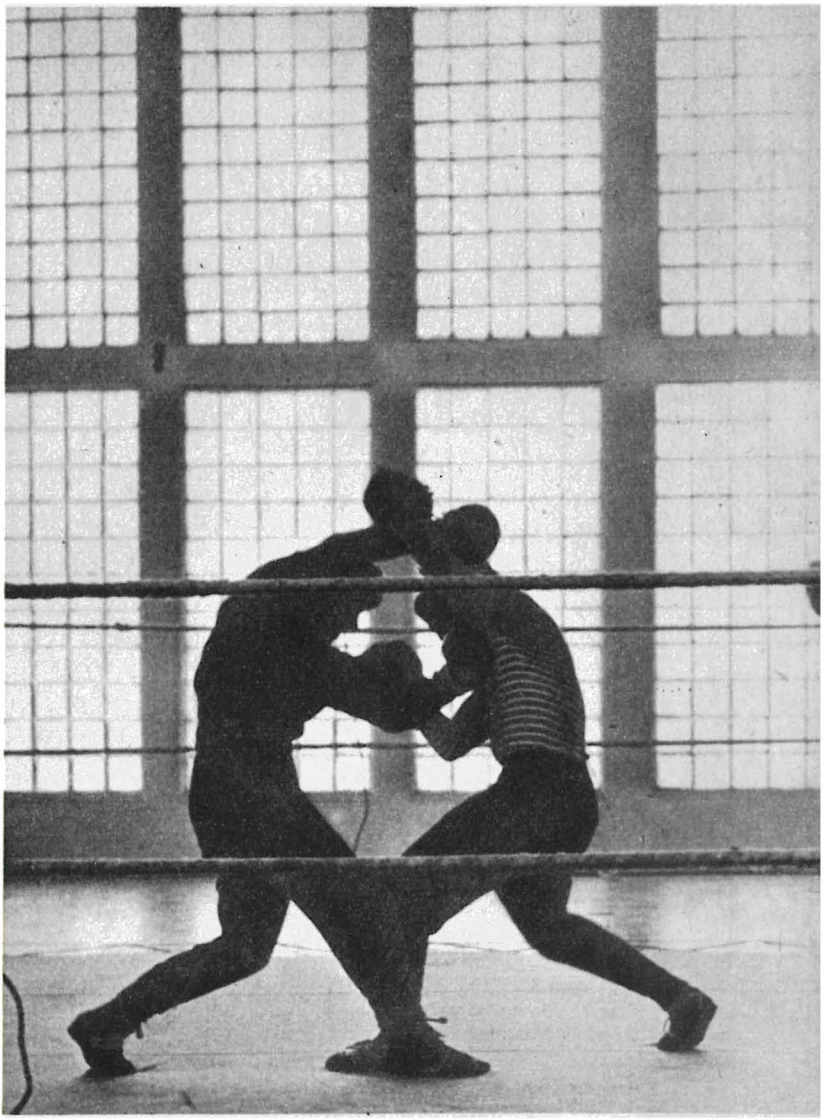
## . . . trotzdem in den Ring steigt.

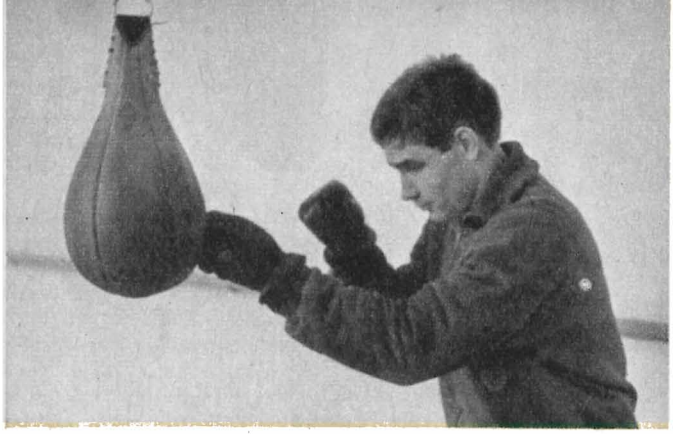
Da wartet der Gegner mit handschuhbewehrten Fäusten, und er wird nicht zögern, die acht Unzen samt Schnellkraft und Körpergewicht an empfindlichen Körperteilen zu landen. Keile tut weh, sagen die Boxer und boxen trotzdem, immer in der Hoffnung, daß sie es sein mögen, die austeilen werden. Geben ist eben seliger als nehmen, sagen die Boxer auch.

So gesehen mag die Reaktion der Berliner Jungen verständlich gewesen sein, die im Jahre 1958 trotz der Lockrufe ruhmumwitterter Ring-Matadoren nur spärlich zum „Treffpunkt Olympia" kamen. „Berliner Jungs keinen Mut zum Boxen?" fragte eine Zeitung und packte damit manchen Berliner direkt an Ehre oder Eitelkeit oder wie man das Gefühl nennen mag, das bei der berühmten Frage entsteht: traust dich nicht? Der 15jährige Detlef Dahn wollte sich Feigheit nicht nachsagen lassen und besann sich wohl auch auf mehrere Sträuße, die er als 10jähriger im Kinderferienlager gegen weitaus Ältere siegreich ausgefochten hatte.

Er ging zum Treffpunkt Olympia und verlor sein Herz mitten im seilumspannten Quadrat, das man in der Fachsprache einen Ring nennt. Dort liegt es noch heute.

Wir fanden Detlef zwischen den Seilen des Trainingslagers in





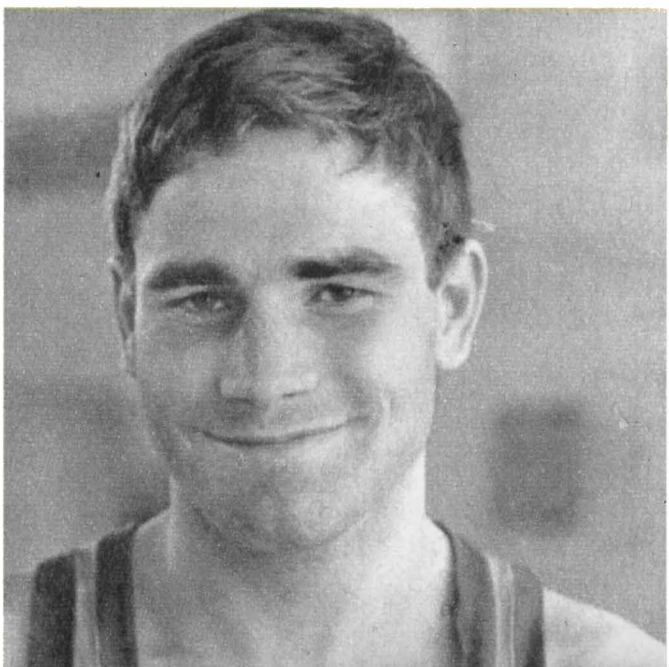
gehen. „Etwa eine Stunde vor dem Kampf kriege ich keinen Bissen 'runter", gestand uns Detlef Dahn, dessen Rechte von besonderer Würze sein soll. So behauptete es jedenfalls Verbandstrainer Erich Sonnenberg und meinte, es sei Pfeffer dahinter. Aber in Berlin wird neben ungarischem Paprika und anderen europäischen Gewürzen auch Moskauer Senf ausgeschenkt und der treibt bekanntlich dem Normalverbraucher Tränen in die Augen. „Ich denke, die meisten Europameister-Titel werden in die Sowjetunion gehen", vermutete der Boxer Dahn. Hat er also besonderen Respekt vor bekannten Namen? „Überhaupt nicht. Im Gegenteil, ich boxe lieber gegen bekannte als gegen unbekannte Leute. Da weiß man ungefähr, was kommt, und gegen einen berühmten Sportler zu verlieren, ist noch nie eine Schande gewesen." Das ist eine sportliche Niederlage nie. Aber im Boxsport besteht die Niederlage meist darin, daß der Unterlegene mehr Treffer erhalten hat als der Sieger. Kein Wunder, daß die Boxer am liebsten gewinnen. Das Training ist hart, härter manchmal als der Kampf. Drum antwortete uns Detlef Dahn auf unsere Frage, ob er auf den Kampf brenne, oder lieber kampflos gewinnen wolle: „Wenn ich schon Gewicht gemacht (abtrainiert, d. A.) habe und die innere Einstellung ist da, dann will ich auch boxen."

So denken übrigens die meisten unserer Boxer. So denken sie und hätten wie Detlef Dahn die Frage nach dem Mut mit Taten beantwortet. Übrigens braucht man kein Prophet zu sein, um vorauszusagen: Mut und Kampfeseifer allein genügen noch nicht, um unter den Besten Europas ein Wort mitzusprechen, das vielleicht gar Europameister heißen könnte.

Wir haben Detlef Dahn und seine Kameraden beobachtet. Sie trainieren fleißig, es fehlt ihnen nicht an Energie und auch nicht an solider Technik. Aber, Leute, Boxen ist eine Kunst. Die Männer aus Moskau werden uns sicherlich leichten Fußes und schwerer Faust vormachen, auf welchen Instrumenten gespielt werden muß, um dem Gegner den Marsch zu blasen: Mit Pauken und Trompeten. „Abwarten", sagte Detlef. Falls er dabei ist, kann seine Rechte manche Überraschung perfekt machen.

„Das Schönste am Boxen ist, wenn man einen großen Erfolg errungen hat", offenbarte er uns ... Kiefern- und Nasenbruch!

**Dieter Schubert**



# weitersagen...

# erinnerungen sind eine kamera wert

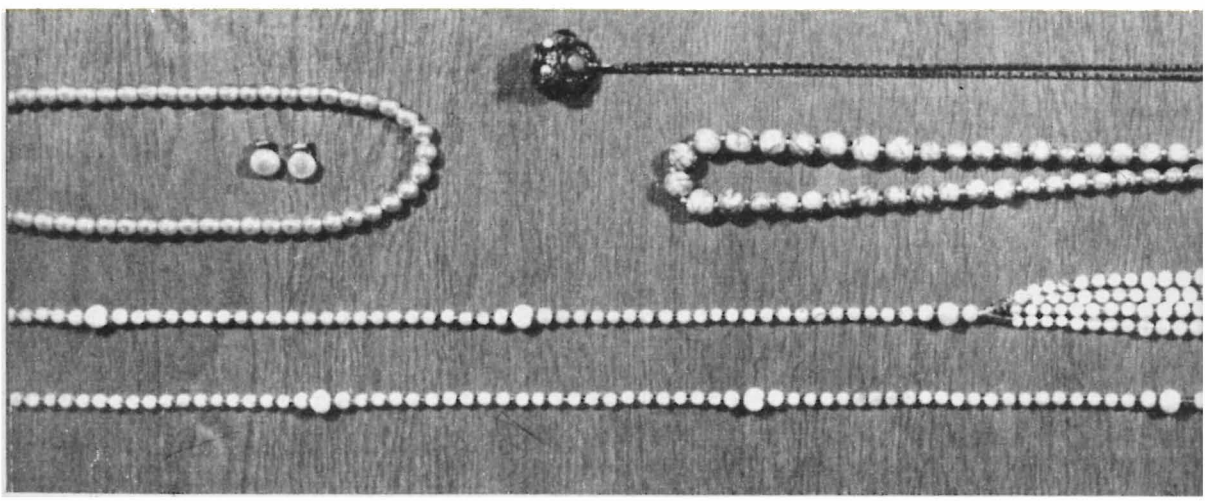
**Ein Motiv aus dem Leben gegriffen, eindrucksvoll und unwiederbringlich. Um es festzuhalten, lohnt es sich schon, einen Fotoapparat oder eine Schmalfilmkamera anzuschaffen. Mit modernen Kameras wird das Fotografieren zur Freude. Lassen Sie sich im Fachgeschäft das große Sortiment der Fotoindustrie zeigen. Auch für Ihre Ansprüche werden Sie das richtige Modell finden.**

ANZEIGE

# MODE SCHMUCK

In Schmuckgeschäften habe ich mich umgesehen, um herauszufinden, welchen Modeschmuck es für Sie gibt. Was ich fand, waren eine Reihe schöner einfacher Ketten, kleine Broschen. Die bunten Armreifen aus Plastematerial sah ich noch nicht, doch die kleinen Ohrclips in Knopfform sollen bald in den Geschäften zu haben sein. Nun möchte ich nicht behaupten, daß es keinen Schmuck zu kaufen gäbe. Es gibt nur von dem zu viel, der uns schon in den Schaufenstern laut und glitzernd entgegenschreit, der aber keineswegs modisch und schön ist. Als ausgesprochenen Kitsch sehe ich die Nadeln und Broschen in Form von kleinen Tierchen, Regenschirmchen und Sicherheitsnadeln an. Der Modeschmuck sollte stets Ihren hübschen Hals, Ihre kleinen Ohren oder Ihr Kleid noch mehr zur Geltung bringen; aber hüten Sie sich vor dem Zuviel! Tragen Sie immer nur einen Schmuck und achten Sie bitte darauf, daß er Sie nie älter macht. Aus bunten Holzperlen, die es in den Spielwarengeschäften zu kaufen gibt, können Sie sich mit Hilfe eines Perlonfadens Ihre Kette selbst aufreihen; verkleben Sie den verknoteten Perlonfaden mit Duosan, dann kann er sich nicht lösen. Eine runde Brosche läßt sich schnell und einfach herstellen: Auf eine runde Pappscheibe kleben Sie Gaze, darauf werden große Perlen ornamental aufgenäht und kleine Perlen werden aufgeklebt und mit der Stecknadel angesteckt.

IHRE EVA VENT

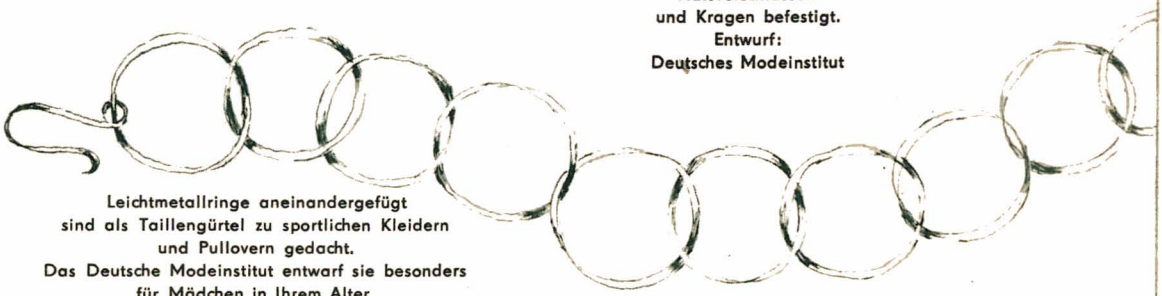


Links oben: Einfache hochmodische Schaumperlenkette, die den Hals lose umschließt und ganz kleine Schaumperlenohrclips. Darunter: Lange Perlenkette mit Quasten, die um die Taille zum kleinen festlichen Hemdkleid getragen wird. Türkisfarbene lange Kette, ein Produkt der ČSSR und die Kette mit dem perlengeschmückten Anhänger lassen sich auch mit dünnen Pullovern gut komplettieren.

VEB Gablona stellt Münzenketten und -armbänder her, die das Deutsche Modeinstitut vorschlug

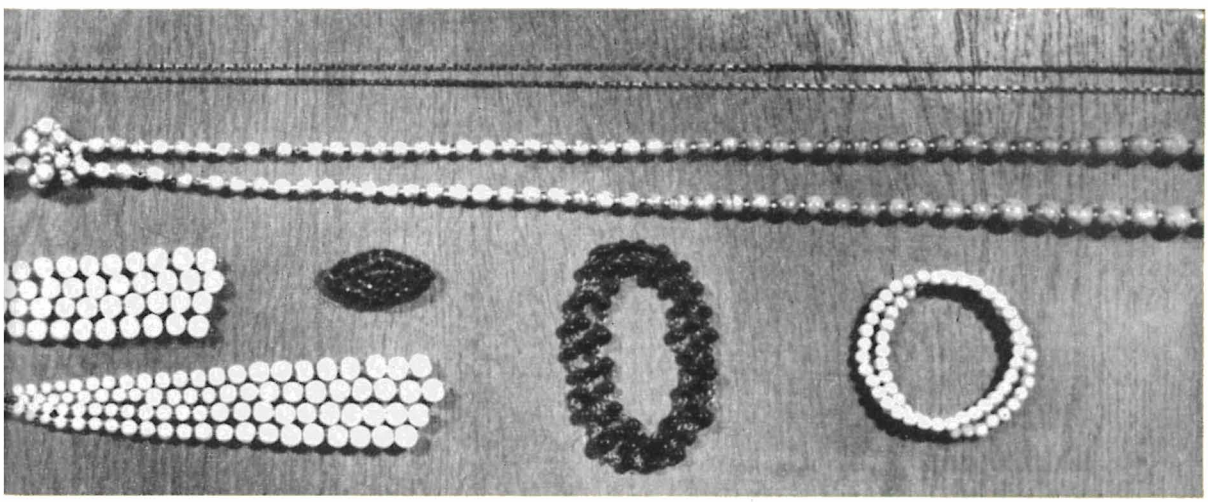
Der große Oesenknopf, den es zu kaufen gibt, wird dicht mit bunten kleinen Perlen beklebt, so kann er als Schmuckbrosche verwendet werden

Doppelbrosche nennt sich dieser Modeschmuck; er wird an Halsverschlüssen und Kragen befestigt. Entwurf: Deutsches Modeinstitut



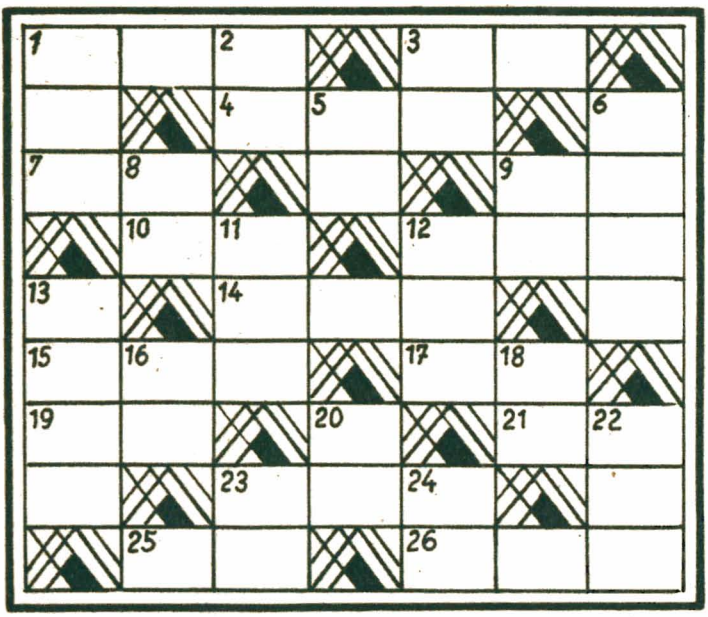
Leichtmetallringe aneinandergefügt sind als Taillengürtel zu sportlichen Kleidern und Pullovern gedacht. Das Deutsche Modeinstitut entwarf sie besonders für Mädchen in Ihrem Alter. Übrigens stellt die Firma Heinz in Lichte Perlengarnituren, bestehend aus Kragen und Manschetten, für festliche Kleider her.

Foto: Thea Henkel



Die kleine Brosche mit dunkelrot schimmernden Steinen gibt einen reizvollen Effekt auf kleinen Kragen, Revers und Schleifen. (Sie kostet 1,50 MDN). Neben dem schwarzen Perlenarmband sehen Sie ein weißes, es ist auf Gummiband aufgezogen und umschließt eng das Handgelenk. Hier sind es Elfenbeinperlen, auch mit anderen Perlen läßt es sich schnell anfertigen.

## SILBENKREUZWORTRÄTSEL



**WAAGERECHT:** 1. tropische Nutzpflanze, 3. Felseninsel bei Neapel, 4. Volksrepublik Jugoslawiens, 7. französische Industriestadt an der Maas, 9. deutscher Komponist, gest. 1916, 10. Stimmlage, 12. Hausastaat in Nordnigeria, 14. Ärmelabschluß, 15. Grundlage der Musik, 17. Ehepartner, 19. Gebirgsstock in den Rhodopen, 21. Hochschulleiter, 23. in der DDR entwickeltes Verfahren der Stoffherstellung, 25. Tageszeit, 26. verheerender Wirbelsturm.

**SENKRECHT:** 1. staatenbildendes Insekt, 2. Oberhaupt eines befreundeten Staates, 3. Provinzhauptstadt Westfrankreichs, 5. nordamerikanische Rinderart, 6. Hornplatte an Gliedmaßen, 8. größter Dichter Italiens, 9. Kurzform eines Mädchennamens, 11. französische Landschaft, 12. Meerenge zwischen Jütland und Schweden, 13. Erdteil, 16. spanischer Mädchenname, 18. Fluß zum Kaspischen Meer, 20. Düngemittel, 22. Unterwassergeschoß, 23. inneres Organ, 24. Antriebsmaschine.

### IN MATHE EINE „VIER"?

1. Vier junge Männer (Axel, Bernd, Christian und Dieter) haben in anderer Reihenfolge den Beruf eines Kraftfahrers, Lehrers, Maurers und Zimmermanns. Uns ist bekannt, daß Axel und Dieter kürzlich Gäste auf der Geburtstagsfeier des Maurers waren, daß Bernd und der Zimmermann mit dem Lehrer befreundet sind und daß der Zimmermann, Dieter und Axel, jeder für sich, die Leipziger Jubiläumsmesse besuchten. Axel und Christian kennen sich nicht. Finden Sie heraus, welchen Vornamen der Lehrer trägt?

2. Es ist eine vierstellige natürliche Zahl zu ermitteln, für die die folgenden Bedingungen gelten:

a) die Ziffer der ersten Stelle der gesuchten Zahl ist gleich der Summe aus den Ziffern der dritten und vierten Stelle;

b) das Dreifache der Ziffer der ersten Stelle ist gleich der Zahl, die aus den Ziffern der letzten beiden Stellen gebildet wird;

c) die Quersumme der zu bestimmenden Zahl beträgt 18.

Kosmetische Präparate für alle Hautgruppen. Zum Schutz und zur Pflege Ihrer Haut unentbehrlich. Beratung in allen Fachgeschäften.

**AUFLÖSUNGEN AUS HEFT 4/1965**

**Kreuzworträtsel**

Waagerecht: 1. Laser, 4. Morse, 7. Ute, 8. Spurt, 10. Rinne, 12. Nehrung, 14. Takt, 16. Fett, 18. Onega, 19. Star, 21. Rage, 24. Stärke, 27. Grieg, 28. Athen, 29. Reh, 30. Ostia, 31. Ebene.

Senkrecht: 1. Liszt, 2. Skunk, 3. Ruth, 4. Meru, 5. Runge, 6. Ebert, 9. Retorte, 11. Infarkt, 13. Riege, 15. Ast, 17. Tag, 19. Segno, 20. Asiat, 22. Ähre, 23. Ernte, 25. Agra, 26. Rahe.

**In Mathe eine „Vier"?**

1. Die durch Anhängen bzw. Vorsetzen der Ziffer 3 aus der Ziffer Z zu ermittelnden Zahlen M und N lassen sich wie folgt darstellen:

$$M = 10 \cdot Z + 3$$
$$N = Z + 30\,000$$
$$M - N = 9 \cdot Z - 29\,997 = 33\,552$$
$$9 \cdot Z = 63\,549;\quad Z = 7\,061.$$

2. Der Zug durchfährt in einer Stunde eine Strecke von 33 000 m. Zu ermitteln ist die Zeit, in der der Zug die Strecke von 220 m (Länge der Brücke plus Länge des Zuges) durchfährt!

$$33\,000 : 1 = 220 : x$$
$$x = \frac{220}{33\,000} = \frac{1}{150}$$

Der Zug benötigt eine Zeit von $\frac{1}{150}$ Stunden; das sind $2\frac{2}{5}$ Minuten oder 24 Sekunden.

Redaktion: Wolfgang Scheel (Chefredakteur), Wolfgang Kögler (stellv. Chefredakteur), Rudi Benzien (Jugend – Reportage), Ilse Bellmann (Information Ausland), Bernhard Hönig (Kultur/Touristik), Maria Steinfeldt (Bild). Gestaltung: Gerd Semder. Herausgegeben vom Zentralrat der FDJ über Verlag Junge Welt. Verlagsdirektor: Rudolf Barbarino. Redaktion Neues Leben, 108 Berlin, Kronenstraße 30/31. Telefon 20 04 61. Alleinige Anzeigenannahme: DEWAG-Werbung Berlin, 102 Berlin, Rosenthaler Straße 28–31, und alle DEWAG-Betriebe und Zweigstellen in den Bezirken der DDR. Zur Zeit gültige Anzeigenpreisliste Nr. 4. Bei unverlangten Manuskript- bzw. Fotoeinsendungen bitten wir um Rückporto. Titel Ponier, 2. Umschlagseite Kraemer, Farbbeilagen Reuel. Mittelseiten Nebor, S. 48 Lenz, 54 Werner, 55 Morgenstern.

Veröffentlicht unter der Lizenznummer 1230 des Presseamtes beim Vorsitzenden des Ministerrates der DDR. Druck: Umschlag (140) Druckerei Neues Deutschland, Inhalt (13) Berliner Druckerei.

Haben Sie Ärger wegen Ihrer Sommersprossen?

POHLI hilft!

Pohli-Erzeugnisse gegen Sommersprossen beseitigen diese entstellenden Flecken, helfen auch bei unreiner Haut, Pickeln usw. Sie sind seit 40 Jahren bekannt für schnelle Wirksamkeit. Verlangen Sie in Apotheken, Drogerien und Parfümerien: „Pohli gegen Sommersprossen"

Hersteller: Georg Pohl, 8046 Dresden

FÜR ALLTAG UND SPORT

die strapazierfähige 5steinige Armbanduhr von UMF Ruhla

Das Zifferblatt mit Strahlenkreuz ist abgestimmt auf Ihren Geschmack und betont die moderne Linie

Gehäuse: Plaqué

60,50 MDN

KONTAKT MIT DER ZEIT

# GESCHICHTE IM BILD ERZÄHLT

Professor Werner Klemke ist vor allem als Buchkünstler mit einer sehr reichen, variablen Skala von Ausdrucks- und Aussagemöglichkeiten bekannt. Und nicht nur als Buchkünstler. „Neben meiner Arbeit für das Buch", äußerte Professor Klemke gelegentlich über sich, „habe ich immer vieles andere getan. Ich glaube, es gibt nichts Schlimmeres, als sich zu spezialisieren. Ich habe viel für die Presse gezeichnet, Plakate gemacht, Typographien, Ausstellungstafeln, habe Schrift gezeichnet, Bühnenbilder und Kostüme entworfen und immer wieder – bloß so und für mich – gezeichnet, gemalt und herumprobiert. Ich liebe meinen Beruf sehr und meine Kinder beneiden mich um ihn . . ."

Hier hat nun Professor Klemke eine Graphik zu einem geschichtlichen Ereignis geschaffen, welches besonders für unser Volk und seine Arbeiterklasse Lehre und Mahnung bedeutet. 1958 ist die Arbeit (sie ist im Original 42 cm breit und 58 cm hoch) entstanden, zum 40. Jahrestag der Novemberrevolution in Deutschland. Die Graphik, welche von einer Erzählung Willi Bredels „Fiete Peter"*) ausgeht, verlangt vom Betrachter, daß er sich ein bißchen mit ihr beschäftigt, sich vertieft, vielleicht sogar, daß er die wenigen Seiten des Kapitels IV im „Grundriß zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung" noch einmal nachliest. Natürlich ist das nicht die Voraussetzung zum Verständnis der Graphik, sie ist auch so durchaus überschaubar und verständlich.

Mit der Dreiteilung des Blattes – ein großer Bildraum in der Mitte und oben und unten je ein kleiner – gewinnt Werner Klemkes Arbeit etwas an Charakter eines Tryptichons, in dessen Teilen gewichtige geschichtliche Ereignisse erzählt werden. Nicht also ein beliebiges Detail aus einer Erzählung wird illustriert, wie das jetzt vielfach üblich ist, sondern ein Stück Geschichte der deutschen Novemberrevolution erzählt und wertet Werner Klemke noch einmal, mit den Mitteln bildlicher Darstellung. Erzählt wird hier in der Technik des Holzstiches. In hartes Hirnholz (meist ist es beim Holzstich Buchsbaumholz) ist die Zeichnung mit Sticheln hineingeschnitten.

Oben: Ein aufbegehrender, ausgemergelter Mensch hinter Gefängnismauern, ein Jugendlicher, ein „Politischer", der sich gegen Hunger und Krieg so empört, daß selbst Gefängnismauern seine Empörung nicht zu brechen vermochten. Dem Trommelschlag empörter Fäuste lauscht ein feister, verschlagen aussehender Mensch mit Kaiserbart besorgt: der Gefängnisaufseher. Hinter ihm die Konturen eines Gitters. Es ist Teil der parteilichen Kunst Werner Klemkes, wenn die Bildepisode für den Betrachter Symbolgehalt gewinnt: Der Kerkermeister gehört hinter Gitter.

In der Mitte des Graphikblattes wird der Aufbegehrende in seiner tatsächlichen Größe und Bedeutung gezeigt, der Junge aus dem Volk, der rote Matrose, die Klasse. Kreaturen wie der Gefängnisaufseher, der Kerkermeister zählen in dieser Größenordnung nicht.

Der rote Matrose ist eine Heldenfigur der Revolution unserer Epoche. Man denke nur an die Matrosen der Aurora, an die Matrosen von Kronstadt und an die österreichisch-ungarische Flotte von Cattaro. Im Gefolge der Großen Sozialistischen Oktoberrevolution 1917 leitete die revolutionäre Matrosenbewegung in der kaiserlichen Kriegsflotte den Beginn der bürgerlich-demokratischen Novemberrevolution in Deutschland ein.

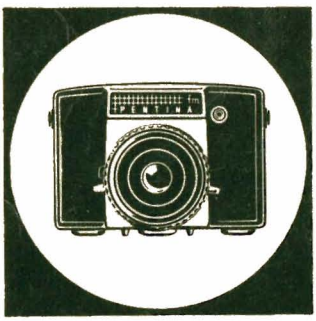
Unten: Der von der Konterrevolution ermordete, der Tote der Revolution. Der Künstler deutet den ermordeten jugendlichen Revolutionär in wenigen, skizzenhaft anmutenden Linien an, das Antlitz einer tragischen Maske ähnlich.

Die schweren Opfer, Niederlagen und Bewährungen, welche die deutsche Arbeiterklasse im Kampf gegen Imperialismus und Militarismus erfahren hat, waren nicht vergebens. Das Vermächtnis der Helden der Novemberrevolution reicht hinüber in die Gegenwart, in unsere tägliche Arbeit, unseren heutigen nationalen Kampf. In der DDR haben wir es – beispielhaft für ganz Deutschland – in Ehren erfüllt.

**Eckart Krumbholz**

---

*) Die kleine Erzählung „Fiete Peter" findet sich u. a. in folgenden Sammelbänden von Willi Bredel: „Für dich – Freiheit", Verlag des Ministeriums für Nationale Verteidigung, „Unter Türmen und Masten", Peter-Männeken-Verlag, „Auf den Heerstraßen der Zeit", Aufbau-Verlag.



PENTINA FM

## Wo geblitzt werden soll . . .

ist die Kleinbild-Spiegelreflexkamera PENTINA FM genau die Richtige. Der Zentralverschluß PRESTOR REFLEX gestattet Elektronenblitzaufnahmen mit kürzesten Belichtungszeiten bis 1/500 s. Ein neues Einstellsytem mit Fresnellfläche zeigt ein sehr helles Sucherbild und bietet zwei Möglichkeiten der Scharfeinstellung.

Alle Bedienungselemente sind zweckmäßig angeordnet, und das formschöne Äußere charakterisiert nicht zuletzt die PENTINA FM als moderne Kamera.

**Weitere Merkmale:**

36 Aufnahmen 24 × 36 mm,
Festeingebauter Prismensucher,
Belichtungsautomatik,
Schnellaufzug,
Wechselobjektive mit
automatischer Springblende,

| | |
|---|---|
| Meyer Lydith | 3,5/30 mm |
| Jena-T | 2,8/50 mm |
| Jena Cardinar | 2,8/85 mm |
| Meyer Domigor | 4/135 mm |

**Preis MDN 640,–** **Auch auf Teilzahlung**

## VEB PENTACON DRESDEN

PENTACON

Kamera- und Kinowerke

INDEX 32726